Christen *heute* 2023/7+8

Christen*heute*

DIE ALT-KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT IN DEUTSCHLAND + 67. JAHRGANG · JULI + AUGUST 2023

DOPPELNUMMER

Vernunft Naturwissenschaft *und* Glaube

3 Vernunft, Wissenschaft und Glaube
von Gerhard Ruisch

6 Nicht nur kein Widerspruch, sondern Ausdruck der eigenen Überzeugungen
Interview mit der Physikerin und Kirchenmusikerin Helen Rose Wilson

8 Wissenschaft und Gott
von Georg Spindler

9 Am Ende schließt sich der Kreis
von Francine Schwertfeger

11 Der „originalgetreue" Nachbau der Arche?
von Raimund Heidrich

16 Der Traum vom ewigen Frieden
von Christian Weber

18 Keine Oxidation der Herzmuskulatur
von Hermann Josef Roth

Weniger Extremismus im Nahen Osten

DER ISLAMWISSENSCHAFTLER **Udo Steinbach** sieht den religiösen Extremismus im Nahen Osten auf dem Rückzug. Die Verbrechen im Namen des Islams durch Gruppierungen wie die Terrormiliz „Islamischer Staat“ hätten unter Muslimen breiten Abscheu ausgelöst, sagte er. „Die Gewaltoption im Koran wird heute selbst von vielen Religionsgelehrten viel kritischer gesehen. Und: Die Menschen haben begriffen, dass der Islamismus ein leeres Versprechen ist. Die politischen und ökonomischen Probleme kann er nicht lösen, sondern verschlimmert sie noch.“ Dies bedeute aber nicht, dass traditionelle islamische Werte an Einfluss verlören oder plötzlich überall die Menschenrechte regierten, so Steinbach. Als Beispiel nannte er die Zustimmung für den türkischen Machthaber Recep Tayyip Erdoğan.

Kinder sollten nicht immer bespielt werden

NACH ANSICHT DES PSYCHOLOGEN **Rüdiger Maas** sollten Eltern nicht immer eingreifen, wenn ihren Kindern langweilig ist. Kinder sollten nicht durchgängig bespielt werden, stattdessen sollten Eltern erst mal warten, ob ihre Kinder selbst Ideen entwickelten, was sie tun könnten. Wenn Kinder sagten, dass ihnen langweilig sei, hätten viele Eltern sofort den Reflex, etwas machen zu müssen, so Maas weiter. Hätten Eltern jedoch wenig Zeit, werde schnell zum Tablet gegriffen. Kinder lernten dann das Internet nicht aus Effizienzgründen zu nutzen, sondern aus Langeweile.

Zahl der Autos steigt

UNGEACHTET DER BEMÜHUNGEN um eine Mobilitätswende und eine Stärkung des öffentlichen Verkehrs gibt es in der EU immer mehr Autos im Verhältnis zur Bevölkerung. 2021 stieg die PKW-Zahl von 530 auf 570 je 1.000 Einwohner. Den höchsten Wert weist aufgrund steuerlicher Vorteile die norditalienische Region Aostatal auf. Dort sind je 1.000 Bürger 1.787 Autos zugelassen, also statistisch gesehen 1,8 Fahrzeuge pro Kopf.

Spirituelle Begleitung gehört in die Pflegeausbildung

SPIRITUAL CARE, SPIRITUELLE Begleitung, sollte nach Auffassung der *Diakonie* fester Bestandteil der Ausbildung medizinischer und pflegerischer Berufe werden. Schwerkranke und sterbende Menschen wünschten sich in Krankenhäusern, Altenheimen und Hospizen, dass ihre spirituellen Bedürfnisse berücksichtigt würden, betonte der Präsident des evangelischen Wohlfahrtsverbandes, **Ulrich Lilie**. „In einer immer vielfältiger werdenden Gesellschaft mit immer diverser werdenden Vorstellungen von einem guten Lebensende bekommt die spirituelle Begleitung eine immer wichtigere Rolle“, sagte er.

Gegen naive Technologiegläubigkeit

OTTMAR EDENHOFER, DIREKTOR des *Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung*, warnt vor einem Rückschlag im Kampf gegen die Erderwärmung. Er nannte die derzeitige Debatte über die Abscheidung und Speicherung von CO_2 „hochriskant“ und „gefährlich“, weil viele Länder „in einem unrealistischen Ausmaß“ auf die neuen Technologien setzten. Anlass für Edenhofers Appell sind Ausführungen von Sultan **Ahmed Al Jaber**, dem Präsidenten der nächsten Klimakonferenz COP28 im Herbst in den Vereinigten Arabischen Emiraten. Der Sultan bekennt sich zwar zum Ziel, Emissionen zu senken, aber nicht mehr zu einem Ende der Nutzung fossiler Energieträger wie Gas, Öl und Kohle. Die Ansagen der Golfstaaten, so lange wie möglich Gas und Öl verkaufen zu wollen, nannte Edenhofer „beunruhigend“.

KIRCHE IM RADIO

„Positionen“
Bayern 2 Radio
Sonntag, 6. August
6:45 Uhr
Michael Weiße
Geistl. Zentrum Friedenskirche
Deggendorf

„Menschen sind latent unterkuschelt“

VIELE MENSCHEN HABEN IM wahrsten Sinne des Wortes Berührungsängste, obwohl sie sich nach körperlicher Geborgenheit sehnen, so die Buchautorin **Elisa Meyer**. „Die Menschen sind latent unterkuschelt, sie haben zu viel Stress und zu wenig guten Ausgleich.“ Das liege am hierzulande herrschenden Berührungsmangel. Dabei tue kuscheln nicht nur kleinen Kindern gut; auch Erwachsene entspannten sich und fühlten sich wohler, sagt die Kuschelexpertin. Bei einer angenehmen Berührung werde das Bindungshormon Oxytocin ausgeschüttet, das Vertrauen und eine Verbindung zum Gegenüber herstelle. Meyer bietet in ihrer Praxis und in Heimen Kuschelstunden an. Nicht nur junge, unsichere Menschen nutzten ihren Service; es kämen auch alte oder verwitwete Menschen, die sich einsam fühlten. Bei einer Kuschelstunde geschehe nichts Erotisches, stellt die Leipzigerin klar.

Trotz Dauerkrisen zuversichtlich

DIE MEHRHEIT DER BUNDESBÜRger ist nach Erkenntnis des Hamburger Zukunftsforschers **Horst Opaschowski** trotz vieler Krisen optimistisch eingestellt. „Es gibt überraschenderweise eine große Zuversicht bei den Deutschen, insbesondere bei der jungen Generation“, sagte der 82-Jährige. „Die Dauerkrisen haben nicht Lethargie gefördert, sondern die Bürger gestärkt.“ Den meisten Menschen sei bewusst, dass es an ihnen selbst liege, wie sie ihre persönliche Zukunft meistern. Sie engagierten sich freiwillig in der Nachbarschaft und suchten soziale Kontakte. Zugleich ist laut Opaschowski die Zunahme aggressiver Stimmungen seit der Jahrtausendwende nachweisbar. „Die aktuelle Entwicklung in Deutschland hat zwei Gesichter“, so der Zukunftsforscher. „Die Menschen spielen ein doppeltes Spiel: Persönlich glauben sie an eine gute Zukunft. Gesellschaftlich sehen sie teilweise schwarz. Diese Spaltung zerreißt sie fast.“

fortgesetzt auf Seite 55 →

Titelbild: Gott als Erschaffer des Universums. Frontispiz einer Bible moralisée, *um 1220-1230 n.Chr. Aus der Nationalbibliothek Österreichs*

Vernunft, Wissenschaft und Glaube

VON GERHARD RUISCH

FÜR VIELE MENSCHEN IN UNSERER GESELLSCHAFT ist die Sache ganz klar: Vernunft und Glaube schließen einander aus. Kein vernünftiger Mensch wird an Gott glauben.

Logischerweise schließen sich dann auch Glaube und Naturwissenschaft aus: Entweder Gott hat die Welt in sieben Tagen erschaffen – oder sie ist in einem dreizehneinhalb Milliarden Jahre langen Prozess entstanden.

Dagegen bedingen sich Vernunft und Naturwissenschaft gegenseitig. Der Gebrauch der Vernunft hat zur Entwicklung der Naturwissenschaften geführt; und eine Naturwissenschaft, die ohne Vernunft und Verstand vorgeht, ist keine.

Nur, ich bin sicher: So einfach ist das nicht.

Vernunft

Seit der Aufklärung genießt die Vernunft hohes Ansehen. In der Französischen Revolution sollte der *Culte de la Raison* (Kult der Vernunft) sogar die kirchlichen Gottesdienste ersetzen. Durch wissenschaftliche Prüfung sollten der Aberglaube und alles Unlogische aus der Religion ausgeschieden und eine rationalistische Frömmigkeit geschaffen werden. Allerdings hatte sich dieser Versuch nach wenigen Jahren erledigt.

Trotzdem: Menschen lassen sich vieles nachsagen, aber bestimmt nicht gerne, sie seien unvernünftig. Vielleicht sieht mancher sogar ein, dass er nicht besonders gescheit ist – aber unvernünftig? Das doch bestimmt nicht.

Entsprechend lassen auch gläubige Menschen nicht gerne auf sich sitzen, wenn ihnen jemand nachsagt, sie seien so unvernünftig, heute immer noch an einen Gott zu glauben. Sondern wir argumentieren dann gerne (ich jedenfalls), dass es zwar keinen wissenschaftlichen Beweis *für* die Existenz Gottes gibt, aber auch keinen *dagegen*. Deshalb könne die Vernunft nicht entscheiden, ob Glaube sinnvoll ist oder nicht.

Tatsächlich braucht der Glaube sogar die Vernunft, meine ich. Zwar sagt Jesus nach seiner Auferstehung zum zweifelnden Thomas: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ Aber er sagt doch nicht: Selig sind, die einfach alles glauben! Ich finde, bei einigen Dingen, die geglaubt werden, ist es schon sinnvoll, seinen Verstand einzuschalten und die Frage zu stellen, ob es denn vernünftig ist, so manche Marienerscheinung, Heiligenlegende oder die Wirkung „geweihter“ Amulette zu „glauben“.

Es beeindruckt mich, dass unsere anglikanische Schwesterkirche zusätzlich zu den beiden Säulen *Scripture,* die *Heilige Schrift*, und *Tradition*, auf denen der Glaube der Kirche ruht, noch eine dritte kennt: *Reason*, die *Vernunft*. Der christliche Glaube geht hinaus über das, was man sehen, beweisen und erschließen kann, aber unvernünftig soll er deshalb noch lange nicht sein!

Allerdings hat uns die Corona-Pandemie deutlich vor Augen geführt, dass das so eine Sache ist mit der Vernunft: Man kann sehr unterschiedliche Meinungen als vernünftig ansehen. Oder als unvernünftig. Da waren die einen, die in der Unsicherheit der Seuche versucht haben, Orientierung durch die Erkenntnisse der Wissenschaft zu finden. Weil sie sich an das gehalten haben, was Virologen und das *Robert-Koch-Institut* empfohlen haben, waren sie überzeugt, ihre Position sei vernünftig, alle anderen waren „Schwurbler“. Da waren aber auch die anderen, die

Pfarrer i. R. Gerhard Ruisch ist Mitglied der Gemeinde Freiburg

Bild: Ausschnitt aus dem Bild „Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer“, Francisco de Goya 1799. Aus Wikimedia Commons

gefordert haben, die Menschen sollten endlich ihren Verstand einschalten und aufhören „Schlaf-Schafe“ zu sein, die sich von eben diesen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und von den Regierenden für dumm verkaufen lassen. Für sie forderte gerade die Vernunft, *nicht* den Empfehlungen von RKI und Co. zu folgen.

Aus diesem gesellschaftlichen Riss, der noch immer fortwirkt, lässt sich schließen, dass Vernunft allein nicht alles ist. Unsere Vernunft kann sich täuschen, und da mögen wir noch so gescheit sein. Wirklich vernünftig wäre gewesen, die Menschen mit der anderen Meinung nicht zu beschimpfen, sondern so lange mit ihnen zu reden, bis man die Position und die Motive der oder des anderen tatsächlich verstanden hat. Wenn das geschieht, dann finden die beiden Parteien noch nicht unbedingt zu einem Kompromiss in der Mitte, aber sie hören auf, die andere Seite zu verteufeln und für dumm zu erklären. Ich bin allerdings nicht so einfältig zu meinen, dass es uns ohne weiteres gelingen kann, diese Bereitschaft aufzubringen, schon weil uns da unsere Emotionen im Weg stehen; sie sind für das, was vernünftig ist, nicht immer hilfreich.

Bild: „Fête de la Raison“ („Feier der Vernunft“), kritische Darstellung aus Deutschland 1793. „Abgöttisches Fest, gefürt in der Haupt-Kirche zu Paris [Notre-Dame], allwo sie eine Comödiantin auf den Altar setzten, und als Göttin der Vernunft beehrten.“ Aus der Nationalbibliothek Frankreichs

Natur- und Geisteswissenschaft

Der Gebrauch der menschlichen Vernunft hat es unserer Spezies möglich gemacht, die Welt zu beobachten, zu erforschen, gedanklich zu durchdringen und die Ergebnisse zu systematisieren. So ist schon in der Antike Naturwissenschaft entstanden, und seit der Aufklärung floriert sie und erweitert ihre Erkenntnisse in rasantem Tempo. Diese Einsichten haben auch das philosophische und theologische Denken stark verändert, keine Frage. Und sie haben das ganze kirchliche Lehrgebäude erschüttert, unabhängig von der Konfession. Im Jahr 1877 erschien das Buch *Anti-Darwinische Beobachtungen* eines meiner Vorgänger als Pfarrer von Freiburg, Prof. Friedrich Michelis. Die Theologie musste sich der oben zitierten Frage stellen, die heute immer noch regelmäßig ab der 8. Klasse im Religionsunterricht auftaucht: Was stimmt denn nun? Hat Gott die Welt in sieben Tagen erschaffen oder gab es vor Milliarden Jahren den Urknall, und dann hat sich alles entwickelt?

Es ist verständlich, dass im 19. Jahrhundert Theologen wie Michelis die Zuverlässigkeit der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse erst einmal angezweifelt haben (Darwins Buch *Über die Entstehung der Arten* war erst 19 Jahre vor Michelis’ Entgegnung erschienen und musste sich ja auch innerhalb der Naturwissenschaften erst einmal durchsetzen). Es ist auch verständlich, dass Jugendliche heute sich auf die Seite von Urknall und Evolution schlagen und die Bibel in Zweifel ziehen. Unverständlich finde ich, dass auch heute noch Theologinnen und Theologen und ganze Kirchen den Kopf in den Sand stecken und so tun, als seien die genannten Erkenntnisse einfach Hirngespinste oder gar böswillige Versuche, den christlichen Glauben zu torpedieren. Denn das finde ich unvernünftig.

Ich bin froh, dass die theologische Vernunft auch nicht stehengeblieben ist, sondern erkennen konnte, dass zum Beispiel Darwins Evolutionstheorie und die biblischen Schöpfungserzählungen von ganz verschiedenen Dingen sprechen. Die Naturwissenschaften versuchen zu verstehen, wie die Welt entstanden ist, wie die Evolution das Leben hervorgebracht hat, an dem wir heute teilhaben. Auch wenn die beiden Schöpfungserzählungen (die sich ja, was den Ablauf angeht, sehr widersprechen) auf den ersten Blick ebenfalls das *Wie* der Entstehung der Welt zu thematisieren scheinen, geht es ihnen, wie wir heute wissen, vor allem um etwas anderes: Sie wollen die Fragen beantworten, wie das Verhältnis von Gott und Mensch ist, wie das Verhältnis der Menschen zueinander und zur übrigen Schöpfung, ob das Leben des Menschen ein zufälliges ist oder ein von Gott geschenktes, und ähnliche mehr. Die Schöpfungserzählungen sind keine wissenschaftlichen „Berichte“, sondern *narrative Theologie*, in Erzählungen gekleidete Glaubensaussagen.

Deshalb können wir heute getrost sagen: Die Aussagen der Bibel und die Aussagen der Naturwissenschaft widersprechen sich nur scheinbar. Bibel und Naturwissenschaft reden über verschiedene Bereiche. Wir müssen uns nicht entscheiden, wer nun „recht“ hat. Es ist „vernünftig“ zu sagen: Es können beide recht haben, jede auf ihrem Gebiet.

Aber damit die Theologie diese neuen Erkenntnisse gewinnen konnte, musste sie zuerst einmal die Berührungsängste mit den Naturwissenschaften überwinden. Wenn die Theologietreibenden keinen Unsinn von sich geben wollen, ist es unabdingbar, dass auch sie die wesentlichen naturwissenschaftlichen Aussagen kennen.

Zudem muss die Theologie auf ihrem Gebiet sich ebenfalls der Wissenschaft bedienen, weniger der Naturwissenschaft als der Geisteswissenschaft. Um nicht ständig Irrtümern aufzusitzen und die eigenen heiligen Texte falsch zu verstehen, darf die Bibel nicht nur mit gläubigem Herzen gelesen werden, sondern muss auch mit denselben wissenschaftlichen Methoden analysiert werden wie andere antike Texte auch. Dazu braucht es natürlich sprachwissenschaftliche Methoden bzgl. der hebräischen, aramäischen und griechischen Sprache, um nicht Bibelstellen falsch zu übersetzen. Es braucht aber auch Literarkritik (um die schriftlichen Quellen zu rekonstruieren), die Formkritik (um nicht etwa eine Lehrerzählung wie die Jonageschichte mit einem historischen Bericht zu verwechseln), die Redaktionskritik (um verschiedene Überlieferungsstränge innerhalb eines Buches zu erkennen) und andere Methoden mehr.

Es wurde zurecht kritisiert, dass diese sogenannte *historisch-kritische Bibelexegese* nicht genügt, damit die Bibel eine hilfreiche Grundlage für ein christliches Leben sein kann. Dafür bedarf es zusätzlich anderer Methoden, um die alten Texte für sich fruchtbar zu machen, von erfahrungsmäßigen Ansätzen wie im *Bibliodrama* über den Austausch wie z. B. beim Bibelteilen und das private Durchmeditieren eines Textes bis hin zum tiefenpsychologischen Ansatz, wie ihn etwa Eugen Drewermann vertritt – es gibt eine unendliche Fülle von Zugängen zur Bibel. Aber um nicht auf völlig falsche Geleise zu geraten, ist meines Erachtens die historisch-kritische, also die wissenschaftliche Bibelexegese unverzichtbar.

Glaube

Glaube auf der einen und Vernunft und Naturwissenschaft auf der anderen Seite sind also nicht die unversöhnlichen Gegensätze, für die viele Zeitgenossinnen und -genossen sie halten. Ein mündiger Glaube braucht auch Vernunft, kennt die Erkenntnisse der Naturwissenschaft und benutzt geisteswissenschaftliche Methoden. Die Vernunft hat also ihren legitimen Platz nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch beim Glauben. Das Denken etwa in der Physik ist auch nicht völlig verschieden vom Denken in der Theologie, wie manche Kirchenpolemiker es gerne darstellen, ohne zu merken, dass sie bei einer Physik und einer Theologie aus dem 19. Jahrhundert stehengeblieben sind – mehr dazu sagt die Physikerin Helen Rose Wilson im Interview.

Glaube soll nicht unvernünftig sein, aber natürlich genügt Vernunft nicht, um Glaube hervorzubringen. Inzwischen ist es Konsens unter den Theologen, dass es sogenannte „Gottesbeweise“ nicht gibt, die die Existenz Gottes logisch herleiten.

Und es geht gläubigen Christinnen und Christen ja auch nicht in erster Linie darum, ob es Gott *gibt*. Es geht ja um viel mehr, nämlich um eine Beziehung zu Gott und zu den Menschen, die ebenfalls an ihn oder sie glauben. Um glauben zu können, braucht es in irgendeiner Weise Glaubenserfahrungen, sei es in der Gemeinschaft, z. B. in der Liturgie, sei es in mystischen Gipfelerlebnissen und Naturerfahrungen, sei es in der Auseinandersetzung mit biblischen Texten oder durch persönliche Erlebnisse. Es genügt nicht, für sich logisch zu klären, dass Gott da sein *kann*, sondern es braucht auch die Erfahrung, dass Gott da *ist*. Diese Erfahrung wird gewiss nicht immer gleich greifbar für uns sein, aber ohne sie gibt es wohl keinen Glauben. Das ist auch der Bereich, der wissenschaftlich nicht zu fassen ist.

Bild: Eine eher sympatische Darstellung derselben ersten „Fête de la Raison“ vom 10. November 1793 in der Kathedrale Notre-Dame de Paris. Aus Wikimedia Commons

Ob ein Mensch glaubt oder nicht, hängt wohl auch damit zusammen, ob er eine religiöse Ader besitzt oder nicht. Den Kirchen weht derzeit ein heftiger Wind um die Ohren und es sieht so aus, als würde der Glaube in unserem Land immer weniger. Aber ich bin überzeugt, dass das täuscht. Die spirituelle Sehnsucht gehört zum menschlichen Wesen dazu, wenn auch bei verschiedenen Menschen unterschiedlich ausgeprägt (Der russische Religionsphilosoph Nikolai A. Berdjajew: „Der Mensch ist unheilbar religiös.“). Deshalb werden vielleicht die Kirchen große Probleme haben, aber der Glaube selbst wird nicht untergehen. Es kann natürlich sein, dass er sich, angestoßen durch gesellschaftliche Veränderungen, wandelt. Reagieren die Kirchen darauf nicht, können sie keine Heimat mehr für den Glauben sein. Aber wenn sie außer der Tradition treu auch offen für Neues sind und bereit neue Wege zu gehen, müssen sie um die Zukunft nicht fürchten – denn Glaube wird auch in Zukunft eine Heimat brauchen. ■

Nicht nur kein Widerspruch, sondern Ausdruck der eigenen Überzeugungen

Ein Interview mit der Physikerin und Kirchenmusikerin Helen Rose Wilson

VON GERHARD RUISCH

Dr. Helen Rose Wilson (oben im Foto) ist seit seiner Gründung Physikerin am Fraunhofer-Institut für Solare Energiesysteme (Fraunhofer ISE) in Freiburg. Sie wuchs in Australien auf, kam 1981 nach Deutschland und hat hier promoviert. Sie besuchte den monatlichen anglikanischen Gottesdienst, der in der alt-katholischen Kirche stattfand. Dadurch lernte sie auch die alt-katholische Gemeinde kennen und wurde wegen der guten Erfahrungen im Gottesdienst und beim Kirchenkaffee Mitglied. So ist die 64-Jährige bis heute in zwei Gemeinden tätig, u. a. als Organistin, Querflötistin, Chorleiterin und als Mitglied im Kirchenvorstand seit vielen Jahren. Durch ihre ökumenische Offenheit ist es für sie nur konsequent, dass sie sich auch als Vorstandsmitglied in der ACK Freiburg und in einer Kommission der ACK Baden-Württemberg ökumenisch engagiert. Von 1994-2000 war sie Mitglied der Synodalvertretung des alt-katholischen Bistums. Das Gespräch mit ihr führte Gerhard Ruisch; da sie seit vielen Jahren in einer Gemeinde zusammenleben und -arbeiten, sind sie per Du.

CHRISTEN HEUTE: *Das Fraunhofer ISE ist deutschlandweit und darüber hinaus ein sehr angesehenes Forschungsinstitut. Kannst Du uns zunächst sagen, was Dein Forschungsgebiet beim ISE ist?*

HELEN ROSE WILSON: ICH BIN MITglied der Gruppe „Solare Gebäudehüllen“; in ihr beschäftige ich mich in erster Linie mit der Charakterisierung insbesondere von Verglasungen, Sonnenschutzmaterialien und Komponenten bauwerksintegrierter Photovoltaik (BIPV). Gemeinsam ist diesen Systemen, dass Sonnenstrahlung auf diese Materialien in der Gebäudehülle trifft und entweder reflektiert, durchgelassen oder in Strom und/oder Wärme umgewandelt wird. Seit mehr als 40 Jahren beschäftige ich mich nun mit der Optimierung der Messmethoden für die einzelnen Komponenten und ihrer Wechselwirkung innerhalb von Gebäudeenergiesystemen.

Wie sieht Deine Arbeit praktisch aus?

MEINE ARBEIT IST EINE KOMBINAtion von Labortätigkeit, Analyse der Ergebnisse am Rechner, Veröffentlichung in Form von Tagungsbeiträgen und wissenschaftlichen Publikationen, Leitung von und Teilnahme an Forschungsprojekten und internationaler Zusammenarbeit im Rahmen der *International Energy Agency* und in Normierungsausschüssen. Zentral bei dieser Arbeit ist die Angewiesenheit auf Zusammenarbeit, auch in Form von konstruktiven kritischen Rückmeldungen.

In früheren Jahrhunderten wurde vieles von dem, was die Menschen sich nicht erklären konnten, auf das Wirken Gottes zurückgeführt. Einen großen Teil davon konnten die Naturwissenschaften vor allem seit der Zeit der Aufklärung innerweltlich, also ohne Gott, erklären. Einschneidend war sicher Charles Darwins Deutung der Entstehung des Lebens durch Evolution. Seither lassen sich die biblischen Schöpfungserzählungen kaum mehr als „Berichte“ lesen. Das führte dazu, dass ein Großteil der Menschen in unserer Gesellschaft heute Naturwissenschaft und Glaube für unvereinbar hält. Nun bist Du sowohl gläubige Christin als auch promovierte Naturwissenschaftlerin. Wie geht das für Dich zusammen?

ICH BIN DAMIT KEINESWEGS allein; ich habe nicht den Eindruck, damit unter meinen Kolleginnen und Kollegen die große Ausnahme zu sein. Vielleicht hängt das mit unserem Forschungsgebiet am *Fraunhofer ISE* zusammen, aber ich nehme wahr, dass ein guter Anteil ebenfalls gläubig ist, natürlich in verschiedenen Ausdrucksformen. Ich weiß nicht, ob es die Mehrheit ist, aber ein beträchtlicher Teil.

Also empfinden viele Naturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler Glaube und Wissenschaft nicht als Gegensatz?

FÜR MICH IST ES KEIN GEGENSATZ. Als Wissenschaftlerin lernt man zu differenzieren und weiß, dass es verschiedene Ebenen der Erkenntnis gibt, auch innerhalb der Wissenschaft, und ich weiß darum, dass es Bereiche gibt, in denen man nicht erwartet, dass die Naturwissenschaft Antworten gibt. Ich finde es schon bemerkenswert, dass in der einen Schöpfungserzählung die Reihenfolge der Entstehung der Lebensbedingungen und des Lebens mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen übereinstimmt. In den wissenschaftlichen Erkenntnissen erwarte ich keinen Gottesbeweis.

Ich finde es als Wissenschaftlerin wichtig, einigermaßen fundierte Bibelkenntnisse zu haben. Für mich sind die biblischen und wissenschaftlichen Erklärungen verschiedene Deutungsarten, wie ich das auch aus dem wissenschaftlichen Arbeiten kenne.

Kannst Du uns ein Beispiel nennen?

EIN WEITHIN BEKANNTES BEISPIEL ist das Phänomen Licht, für das es verschiedene physikalische Deutungsmodelle – oder „Theorien“ – gibt. Das spielt speziell in unserem Institut bei den verschiedenen Anwendungsformen der Sonnenstrahlung eine Rolle. Die Photovoltaikkolleginnen und -kollegen wenden das Teilchenmodell für ihre Entwicklung von Solarzellen an. In unserem Bereich, in der Charakterisierung und der Entwicklung von dünnen Schichtstapeln für Sonnen- und Wärmeschutzfenster, ist das Wellenmodell besser brauchbar. Es gibt auch noch das dritte Modell, das das Auftreffen der Solarenergie als Energiefluss deutet. Sie alle sind in sich schlüssig und erlauben nicht nur die Beschreibung bekannter Phänomene, sondern auch Vorhersagen bisher unbekannter Effekte, aber wenn man sie auf einer bestimmten Ebene gegenüberstellen würde, würden sie widersprüchlich erscheinen. Auf einer theoretisch viel tieferen Ebene lassen sie sich ineinander überführen.

So bin ich als Wissenschaftlerin schon an diese Mehrdeutigkeit gewöhnt, und deshalb ist für mich kein Argument gegen die Glaubwürdigkeit der Bibel, dass es in ihr verschiedene Aussagen gibt. Das ist für mich eher ein Zeichen für die Vielfältigkeit Gottes und der menschlichen Versuche, ihn oder sie zu verstehen. So entsteht eine Bereitschaft, verschiedene menschliche Zugänge anzuerkennen.

Du hast gesagt, dass ein guter Teil Deiner Kolleginnen und Kollegen auf unterschiedliche Weise gläubige Menschen sind. Was überzeugt Dich gerade am Christentum?

AM CHRISTENTUM IST FÜR MICH die Person Jesu überzeugend: seine Lehre, das Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe. Zunächst seine Aufforderung, Gott zu lieben, der sich mit physikalischen Messmethoden nicht fassen lässt. Dann die Nächstenliebe: Sie ist für mich logisch sinnvoll und ließe sich auch mit rein humanistischen Argumenten begründen; aber mich überzeugt besonders das Beispiel von Jesus während seines irdischen Lebens.

Zu ergänzen ist das durch die Verantwortung für die Schöpfung, wie sie vor allem in den vergangenen 30 Jahren in vielen Kirchen erkannt wurde; sie führt auch zum Handeln, mich konkret zum Engagement in einem Institut, das sich wissenschaftlich damit beschäftigt. Ich glaube, dass das auch auf die Kolleginnen und Kollegen zutrifft, die bei uns mit einem christlichen Hintergrund arbeiten: Es ist nicht nur kein Widerspruch, sondern sogar eine Ausdrucksmöglichkeit für die eigenen Überzeugungen – ähnlich wie eine Ärztin ihren Beruf nicht nur aus Interesse an Heilmöglichkeiten ausübt, sondern auch deshalb, weil sie die Mitmenschen im Leben konkret unterstützen möchte. Für mich ist es Ausdruck auch einer gewissen Ehrfurcht vor der Umwelt als Gottes Schöpfung.

Die triviale Vorstellung, die viele von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern haben, ist, dass sie kühl und distanziert messen und berechnen und daraus Schlüsse ziehen. Ehrfurcht vor der Schöpfung passt nicht so recht in diese Vorstellung...

ICH GLAUBE, VIELE WISSENSCHAFTlich Tätige besitzen die Fähigkeit zum Staunen. Alles, was wir wahrnehmen, ist das Wunder – ich muss nicht auf Wandeln über Wasser warten, um ein Wunder zu erleben. Staunen kann den Glauben unterstützen; dazu kommt in besonderen Situationen immer wieder die persönliche Erfahrung, getragen zu sein. Bei Menschen, die keine solche Glaubenseinstellung haben, frage ich mich: Wem sind sie dann dankbar?

Eine wichtige wissenschaftliche Erkenntnis ist, dass Messbarkeit und Reproduzierbarkeit, die häufig als selbstverständliche Forderung an wissenschaftliches Arbeiten angeführt werden, nicht automatisch eine Garantie für Richtigkeit sind. Das deshalb, weil das Messergebnis auch vom Messgerät abhängt und davon, wie weit das, was man charakterisieren will, den Annahmen entspricht, auf denen das Messgerät basiert. Ein Beispiel: Man könnte ein Lineal als ein Messgerät bezeichnen, womit man „Länge“ messen kann. Das Lineal

Foto: Institutsgebäude des Fraunhofer ISE in Freiburg. Von Guido Kirsch. Aus Wikimedia Commons

basiert jedoch auf der (impliziten) Annahme, dass ich die Länge einer geraden Strecke auf einer flachen Ebene messen will. Ein Versuch, die Länge eines Kreisumfangs mit einem Lineal zu bestimmen, wäre nicht nur mühsam, sondern auch relativ ungenau, weil die implizite Annahme hinter dem Lineal auf den Kreis nicht zutrifft. So ist eine gesunde Skepsis gegenüber Messergebnissen als Beweismittel angebracht, um beurteilen zu können, ob es sich um einen belastbaren Messwert handelt.

Ich muss also als Wissenschaftlerin differenzieren können. Das mache ich auch bei Glaubensinhalten so. Natürlich finde ich nicht alle Glaubenssätze gleichermaßen wichtig. Bei manchen erlaube ich mir, es anders zu sehen oder für mich anders als eine „offizielle Lehrmeinung“ zu interpretieren, andere sind mir einfach nicht wichtig, so dass ich die Deutung

offenlassen kann. Als Wissenschaftlerin bin ich gewohnt zu unterscheiden, was ich als tragend empfinde und was eher zum Rand gehört.

Was macht den christlichen Glauben tragend?

FÜR MICH IST EIN WICHTIGER Punkt, dass mir der Glaube auch Hoffnung schenkt. Ein eher skeptischer Kollege sagte mir einmal den Satz: „Du bist gläubig, du darfst hoffen." Ja, ich bin froh, dass ich hoffen darf. Aber auch da ist kein guter Ansatz, Gott als Lückenfüller zu sehen, der das schaffen soll, was wir nicht schaffen können. Die Einengung Gottes auf den Lückenbüßer für das, was wir noch nicht erklären können, ist zum Scheitern verurteilt, weil wir immer mehr erkennen und für viele Phänomene Erklärungsmodelle haben, die Menschen früherer Zeiten nicht zugänglich waren.

Ich habe im Lauf der Jahre manche Physikerin und manchen Physiker kennengelernt, die oder der Orgel in der Kirche spielt. Ist das ein Zufall oder gibt es da nach Deiner Beobachtung eine Affinität?

MAN BRAUCHT FÜR BEIDES DURCHaus ähnliche Eigenschaften: Zumindest experimentelle Physikerinnen und Ingenieure brauchen manuelle Geschicklichkeit; das Denkerisch-Kombinatorische, das Mathematische spielt auch bei der Musik eine Rolle. Ist es nicht interessant, dass es am *Fraunhofer ISE* einen Chor gibt [den Helen Rose Wilson leitet, *Anm. der Red.*] – während mir eine Erzieherin erzählt hat, dass sie vermutet, das sei unter ihren Kolleginnen eher nicht möglich. Es sind auch tatsächlich überwiegend die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die mitsingen.

Herzlichen Dank für das Gespräch! ■

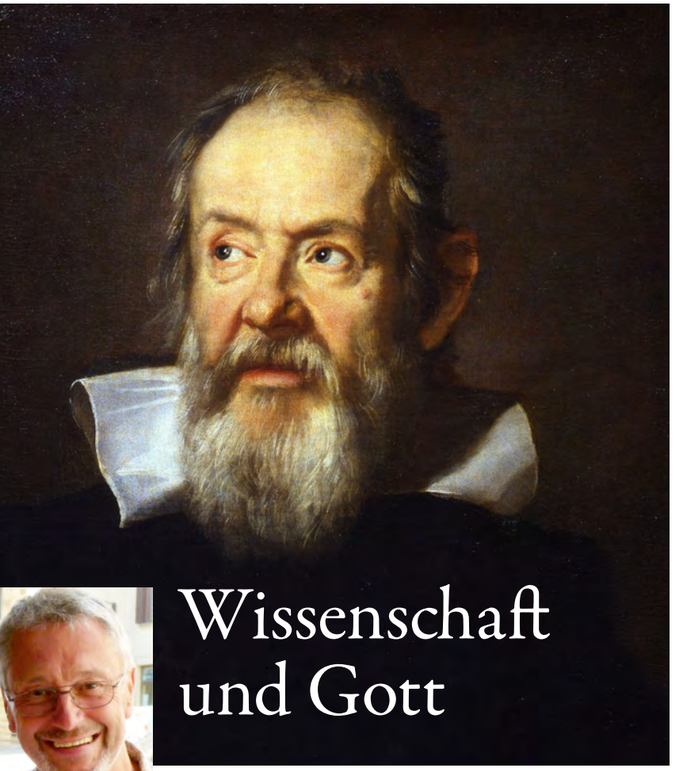


Bild: Galileo Galilei (1564-1642). Porträt von Justus Sustermans, 1635. Aus Wikimedia Commons

Wissenschaft und Gott

Georg Spindler ist Diakon im Ehrenamt in der Gemeinde Rosenheim

VON GEORG SPINDLER

IM ZWANZIGSTEN JAHRHUNDERT WAREN WISSENschaft und Religion für die meisten unter den sich selbst als „aufgeklärt" bezeichnenden Menschen unvereinbare Gegensätze. Die Religion schien mit jeder Entdeckung und Erkenntnis der „Wissenschaft" mehr an Boden zu verlieren und immer aufs Neue widerlegt zu werden. Dafür versuchte sie im Gegenzug, den profanen Wissenschaften das Recht auf die Deutung Gottes als der „ersten Ursache" abzusprechen, denn das sei allein die Aufgabe der Religion.

Seit einiger Zeit erleben wir eine Veränderung. Es scheint nun, dass es zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts durch neue Fortschritte der Wissenschaft möglich sein könnte, zu einem neuen Verhältnis, ja zu einer Verbindung von physikalischem Wissen und theologischer Erkenntnis zu kommen. Die so genannte Quantentheorie könnte die Brücke zwischen Wissenschaft und Religion, zwischen Materie und Geist sein. Ihr haftet allerdings etwas „Verrücktes" an, das sich am Rande und meist gegen die „herrschende Vernunft" entwickelt hat, etwas, was die Wissenschaft übersteigt.

Niels Bohr, einer der Väter der Quantenphysik, sagte gern zu denen, die ihm ihre neuen Erkenntnisse auf diesem Gebiet vortrugen: „Ihre Idee ist verrückt, aber nicht verrückt genug, um wahr sein zu können."

Schauen wir uns den Begriff „Materie" an! Vor etwas mehr als hundert Jahren war die Vorstellung von Materie sehr einfach. „Wenn ich einen Stein zerschlage", so dachte man, „wird Staub daraus, und in diesem Staub sind Moleküle, die aus Atomen bestehen". Gibt es in dieser Sicht einen Platz für so etwas wie „Geist"? Wo befindet er sich? In diesem wissenschaftlichen Universum, dieser Mischung aus Gewissheiten und absoluten Ideen, konnte es für die „Wissenschaft" nur die Materie geben, denn nur sie war greifbar und erforschbar. Das führte zu einem praktischen Atheismus, da die Grenze zwischen Materie und Geist unüberwindbar schien. Kaum jemand wagte mehr den Versuch, sie zu überschreiten. „Die Wissenschaft" wurde so zum Religionsersatz und durfte nicht mehr angezweifelt werden. Die Redensart „Das ist wissenschaftlich bewiesen" wurde zum Totschlagargument, und zwar ungeachtet der Tatsache, dass sich jede wissenschaftliche Erkenntnis ständig ändert.

Doch nun sagt uns die Quantentheorie, dass wir das traditionelle Verständnis von Materie als fester Masse aufgeben müssen, wenn wir die „Wirklichkeit" verstehen wollen. Raum und Zeit werden durch sie als Täuschung erkannt, da es möglich ist, ein „Teilchen" an zwei Stellen gleichzeitig festzustellen. Ist Materie vielleicht nichts anderes als „geronnener Geist"? Ist das Universum ein gewaltiger Gedanke, lebt in jedem Atom, in jedem Molekül, in jeder Zelle der „Materie" eine Allgegenwart? Das würde bedeuten, dass das Universum so etwas wie eine „Achse" hat, einen Sinn, eine göttliche Gegenwart. Im Licht der Quantentheorie erhellt sich so die Weltsicht durch eine völlig neue Interpretation. Unsere Sinne und unsere Wahrnehmung sind demnach nicht getrennt von dem, was „existiert", sondern nehmen daran teil, da sie in eine Art von Rückkopplungsprozess einbezogen sind. Erschaffen wir also selbst, was wir sehen? Bilden Geist und Materie, Gott und Welt eine und dieselbe Realität?

Diese neue Art der Physik lässt uns ahnen, dass der Geist des Menschen aus Tiefen hervortaucht, die weit jenseits unseres persönlichen Bewusstseins liegen. Je tiefer wir hinabsteigen, desto mehr nähern wir uns einer „letzten Mitte", in der Materie, Leben, Geist und Bewusstsein miteinander verbunden sind. Treten wir vielleicht in ein „metaphysisches Zeitalter" ein, wie der Theologe und Paläontologe Teilhard de Chardin vermutete?

„Das Universum scheint genauestens reguliert worden zu sein, um das Auftauchen geordneten Lebens und dann des Bewusstseins zu ermöglichen. Wären nämlich die physikalischen Gesetze nicht genau so, wie sie sind, dann wären wir nicht hier, um darüber zu sprechen", so der Astrophysiker Hubert Reeves. Wer aber hat sie exakt so angeordnet und hat gewusst, dass sie genau so angeordnet werden müssen?

„Die offenkundige Anwesenheit einer Intelligenz, (d. h. des Geistes) noch im Inneren der Materie bringt mich ein für alle Mal von der Auffassung eines Universums ab, das durch ‚Zufall' entstanden wäre." Mit diesen Worten beschrieb der Philosoph Jean Guitton 1991 diese neue Erkenntnis.

Ist es wirklich nötig, Religion und Naturwissenschaft gegeneinander auszuspielen? Kein Geringerer als Albert Einstein sagte sinngemäß: „Ein wenig Wissenschaft führt von Gott weg, wahre Wissenschaft aber führt zu ihm hin." ■

Am Ende schließt sich der Kreis

Die Einzelteile und das große Ganze

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Der Glaube ist ein derart erfolgreicher Gehirnwäscher in eigener Sache, dass es schwer ist, seinen Griff zu lockern. [...] Doch was ist der Glaube eigentlich? Er ist ein Gemütszustand, der Menschen dazu bringt, etwas zu glauben – es kommt nicht darauf an, was –, das durch keinerlei Beweise gestützt wird.
Richard Dawkins in „Das egoistische Gen"

DER SOZIOBIOLOGE DAWkins lehnt sich damit schon ziemlich aus dem Fenster, geht sogar so weit, vom Glauben zu sagen, er sei „in der Lage, Menschen zu derart gefährlichem Wahnsinn zu treiben, dass er sich in meinen Augen als eine Art ‚Geisteskrankheit' darstellt". Leider muss man ihm zustimmen, wenn man die verheerenden Verbrechen im Namen des religiösen Glaubens zusammenzählt, die bis heute geschehen. Menschen morden für eine Idee.

Andererseits führt Glaube, wenn er sich an Werten wie Schönheit, Edelmut und Liebe orientiert, auch zur Vervollkommnung der Seele und höchstem Kunstschaffen. Wie man schon in der Antike versuchte, die Seele im Gehirn zu verorten, so will man in jüngster Zeit den Glauben in Gehirnregionen dingfest machen. Waren früher Glaube und Wissenschaft Erzfeinde, so versucht man inzwischen eine Synthese von Vernunft, Glaube und Wissenschaft. Der Markt wird geradezu überschwemmt mit Buchtiteln dazu. Doch ob die Autoren den Stein der Weisen präsentieren? Der Versuch erinnert ein bisschen an das Auseinandernehmen eines Radios, um die Kapelle darin zu finden.

Viele Gläubige, sofern sie nicht gerade dem Kreationismus anhängen, der die biblischen Schöpfungserzählungen wörtlich nimmt, bringen die biblischen Schöpfungsberichte, Auferstehung und Wundererzählungen und andererseits die Evolution und den Wissenschaftsbetrieb mit etwas gutem Willen durchaus unter einen Hut, weil sie die Bibel als Metapher, „im übertragenen Sinn", lesen. Auch wenn das nicht überall salonfähig ist, so ist es für viele die einzige Möglichkeit, nicht vom Glauben abzufallen.

Widmen wir uns in diesem Artikel nur einem einzigen Aspekt: der biblischen Unterscheidungsfähigkeit von Gut und Böse nach dem Genuss der Frucht vom Baum der Erkenntnis im Garten Eden. Und stellen wir diesem die von modernen Hirnforschern vertretene These gegenüber, der Mensch habe gar keinen freien Willen. Sind Adam und Eva schuldig im Sinne der Anklage oder schuldunfähig? Wer in Kategorien von Belohnung und Bestrafung denkt, wird der neurowissenschaftlichen These nicht beipflichten wollen. Denn hätte Gott Adam und Eva dann bestrafen dürfen? Auch das Konzept von Himmel und Hölle fiele in sich zusammen.

Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover

Foto: Richard Dawkins, 2009. Aus Wikimedia Commons

Ist der Mensch also nur eine Marionette, gelenkt von „Gott“, wenn er Gutes tut und schafft, und zieht demgegenüber dann ein Mephistopheles die Strippen, den Goethe im Faust I sagen lässt, er sei *„ein Teil von jener Kraft, / Die stets das Böse will und stets das Gute schafft“*? Goethe legte allerdings die Sünde, das Böse aus als die Zerstörung, die ja ein Teil des Werdens und Vergehens und damit „gut“, da notwendig sei:

> *Ich bin der Geist, der stets*
> *verneint! / Und das mit Recht;*
> *denn alles, was entsteht, /*
> *Ist wert, dass es zugrunde geht;*
> *Drum besser wär's, dass nichts*
> *entstünde. / So ist denn alles,*
> *was ihr Sünde, / Zerstörung,*
> *kurz das Böse nennt, /*
> *Mein eigentliches Element.*

Ist alles Böse demnach ein fehlgeleiteter Impuls? Wenn man das Chaos auf Erden sieht, das durch „Erfindungen“ entstanden ist, die zum Wohle der Menschheit bestimmt waren, aber aus dem Ruder liefen wie Atomkraft, Gentechnik u. a., so könnte man dies meinen. Doch die Neurowissenschaft gibt keine Antwort darauf, woher die uns unbewussten Impulse denn kommen, die unseren bewusst ausgeführten Handlungen vorausgehen. Wer oder was – vielleicht spricht man am besten von Energie – steuert die Hormone, Botenstoffe etc. in den Organismen, die zu Reaktionen und Handlungen führen? Bei den Tieren spricht man von Instinkten. Tiere „spüren“ Erdbeben seismographisch weit früher als Menschen, denen diese Verbindung verloren gegangen, abtrainiert worden ist von der „Vernunft“. Vernunft hat die natürliche Intuition weitgehend abgeschafft, hat uns als Menschheit in die Isolation von der Schöpfung geführt.

Auf der anderen Seite konnten Vernunft und Wissenschaft mit dem Aberglauben aufräumen, dass Krankheiten von Verhexungen hervorgerufen würden, als sie die Viren, Bakterien und die Hygiene sowie andere Sinnzusammenhänge entdeckt haben. Im Schamanismus wiederum wird alles als beseelt angesehen. Mit Viren, Bakterien, Krebszellen (in der Bioresonanz Blutparasiten genannt) kann die Schamanin, der Schamane als bösen Geistern in einer schamanischen Reise in Kontakt treten und sie aus dem Organismus des Klienten extrahieren. Auf diesem Wege ist Menschen schon Heilung geschehen. Welches Seinsgeflecht verbindet uns oberhalb der Vernunftebene, das die Wissenschaft noch immer nicht greifen kann?

Mehr als Schulweisheit sich träumen lässt

Bedeutet das nicht zusammengefasst: Wir Menschen befinden uns als Teil in einer kosmischen Gesamtheit und bewegen uns durch unser Denken und unsere Intuition immer in einer Pendelbewegung zwischen den zwei Polen Vernunft und Glaube (den man vielleicht auch intuitives Wissen nennen kann)? Unsere Aufgabe ist, sie zu einer Einheit zusammenzuführen, um wieder ganz, sprich: heil zu werden.

Schon Shakespeare ließ in seiner Tragödie „Hamlet“ diesen zu seinem Freund sagen:

> *Es gibt mehr Ding' im Himmel*
> *und auf Erden, als Eure*
> *Schulweisheit sich träumt, Horatio.*

Da hatte Hamlet gerade eine Begegnung mit dem Geist seines Vaters. Und auch Nahtoderfahrungen, Hellsichtigkeit, kurz: eine Durchlässigkeit der Bewusstseinsgrenzen lassen sich nicht als Hormonausschüttungen wegrationalisieren, wenn die Frage dahinter nicht betrachtet wird, wer diesen großen Zusammenhang von allem denn „erdacht“ bzw. erschaffen hat; das „Großhirn dahinter“ verbinden nicht nur antike, mittelalterliche oder hinduistische Philosophien mit dem Begriff der Weltenseele, in die sich die individuelle Seele nach dem Tod wieder zurückziehe. So denkt inzwischen jemand wie Godehard Brüntrup, Professor für Philosophie an der Jesuitenhochschule in München, die Theorie eines „Panpsychismus“ (entnommen dem Sonderdruck „Gut sterben – wie geht das?“ von *Publik Forum*, Sept. 2022). Demnach könne es möglicherweise schon in den grundlegenden Materieteilchen Bewusstseinsformen geben.

Es wird nicht mehr lange dauern, bis diese Vermutungen irgendwann auch von der Wissenschaft belegt werden, so wie man für das Mitgefühl inzwischen „Spiegelneuronen“ verantwortlich macht, um dem „Kind“ einen wissenschaftlichen Namen zu geben. Glaube und Inspiration geht oft den wissenschaftlichen Belegen voran, wie das Atommodell von Niels Bohr, mit dem lange gearbeitet wurde, bevor Atome sichtbar gemacht werden konnten.

Kurzum, auch in der Trias von Vernunft, Wissenschaft und Glaube gibt es eine Pendelbewegung von Analyse (Auflösung in die kleinsten Wesenheiten) und neuen Zusammenhängen. Sie bedienen nur unterschiedliche Ebenen. Daher werden wir am Ende unseres Menschheitsweges wahrscheinlich erkennen, dass wir, wie der Affe auf Buddhas riesiger Hand, über die einzelnen Finger doch nur die große Runde über die eine Hand gelaufen sind… ■

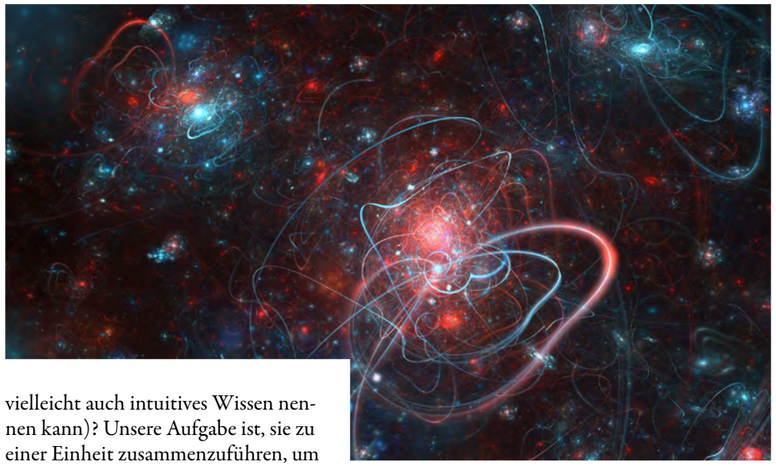


Bild: „String Theory“, von TopWalls.com

Der „originalgetreue“ Nachbau der Arche?

Schöpfung, Evolution und Aufklärung

VON RAIMUND HEIDRICH

Vor wenigen Jahren wurde ausführlich in einem dokumentarischen Filmbeitrag von einem Projekt evangelikaler Christen in den USA berichtet. Sie hatten mit Akribie die Arche Noach „nachgebaut“ und dabei genau auf die Angaben in der biblischen Erzählung geachtet. Schon beim kommerziellen Umfeld der eindrucksvollen Museumsanlage kommt man ins Staunen. Da ist sehr viel Geld hineingesteckt worden. Damit auch sehr viel Geld wieder herausspringen kann?

Museumstechnik vom Modernsten. Smarte Publikumsbegleiter*innen führen die Besucher*innen (darunter viele Kinder) durch die Gebäude, den „originalgetreuen“ Nachbau der Arche Noach mit den entsprechenden Tieren (perfekte Plastikmodelle in Originalgröße). Den ersten Menschen hat man aufgrund des Einspruchs der internen Aufsicht dann doch noch Schurze verpasst. Die kritischen Fragen von Kindern, wieso Menschen nach den biblischen Erzählungen damals angeblich Jahrhunderte alt werden konnten, werden von Begleitpersonal mit dem Hinweis auf damals ganz andere herrschende Bedingungen hinweggewischt.

Evolution und die biblischen Schöpfungsgeschichten präsentiert man als sich gegenseitig ausschließende Sichtweisen. Bibeltreue, so die Grundauffassung, erweist sich in dem Für-wahr-Halten der biblischen Texte, Wort für Wort. Aufklärung ist in diesen radikalevangelikalen Kreisen ein Fremdwort. Historisch-kritisch Exegese, heute selbstverständlicher Standard jeder seriösen Bibelauslegung, wird in der Pose gläubiger Überlegenheit beiseitegeschoben oder sogar als Verrat an der Wahrheit gebrandmarkt.

Lohnt hier eine Auseinandersetzung? Natürlich sollte man jede Möglichkeit nutzen, in ein ernsthaftes, von Argumenten geprägtes, respektvolles Gespräch zu kommen. Aber oft wird das nicht möglich sein. Dann sollten wir das ganz realistisch zur Kenntnis nehmen. Es hat wenig Sinn, darüber zu streiten, ob die Erde rund ist oder eher eine Scheibe.

Das alles geschieht ja unter der Überschrift der Religionsfreiheit. Tatsächlich hat jede*r das Recht, auch offenkundigen Unsinn zu glauben. Das Problem wird aber an mindestens zwei Stellen virulent.

Zum ersten, wenn diese „bibeltreuen“ Christen verlangen, dass in öffentlichen Schulen alternativ zur Evolution die Schöpfungserzählungen Unterrichtsstoff sein sollen, was sie ja auch in machen US-Bundesstaaten erreicht haben. Hier vollzieht sich eindeutig eine Grenzüberschreitung. Naturwissenschaftliche Fakten gehören in den Biologie-Unterricht und die Schöpfungserzählungen als religiöse Deutungen in den Religionsunterricht. Die Kinder haben ein Recht auf Bildung und dürfen nicht so platt desinformiert werden.

Hier erweitert sich das Problemfeld. Manche dieser „bibeltreuen“ Christen versuchen immer wieder zu verhindern, dass ihre eigenen Kinder anderen, „nicht-gläubigen“ Kindern begegnen. Daher unterrichten sie ihre eigenen Kinder lieber zu Hause und schicken sie später auf Privatschulen, die von ähnlich denkenden Eltern kontrolliert werden. So wachsen diese Kinder als Quasi-Eigentum ihrer Eltern in eine Sonderwelt hinein. Diesen Kindern wird es sehr schwer gemacht, ihren eigenen, selbstbestimmten Weg zu finden. Das vermeintlich absolute Recht der Eltern auf Religionsfreiheit führt so faktisch zur Entrechtung ihrer Kinder, weil sie Alternativen erst gar nicht kennen lernen können. Hier müssten Gesellschaft (also auch wir als aufgeklärte Christen und Kirchen in ökumenischer Verantwortung) und der Rechtsstaat zu Gunsten der Kinder entschlossen eingreifen.

Tragisch ist es, dass eine naiv-fundamentalistische Auslegung der Bibel, hier beispielhaft an der besagten Arche-Noach-Erzählung dargestellt, die Botschaft der Bibel und ihre heutige Bedeutung gar nicht in den Blick bekommt. Dabei zeigt die Erzählung von der Sintflut sehr aktuell, wie Menschen durch Arroganz, durch unverantwortliche Selbstüberschätzung sich und ihre Umwelt gefährden und in den Abgrund reißen.

Raimund Heidrich ist Mitglied der Gemeinde Dortmund

Bild: Von Ark Encounter (Fair Use)

Die Rettung Noachs ermutigt auch uns heute, auf einen Neuanfang zu setzen und das Steuer entschlossen herumzureißen. Der Regenbogen und die Friedenstaube sind heute aktueller denn je. ■

Vernunft und Gott

Ein Gang durch die Philosophiegeschichte vom 5. bis zum 20. Jahrhundert

VON GEORG SPINDLER

Der Philosophie des Mittelalters war die Erkenntnis wichtig, dass Philosophie und Religion nicht in Widerspruch zueinander stehen. Ein wesentlicher Wegbereiter hierzu war zu Beginn des fünften Jahrhunderts der Bischof von Hippo, Aurelius Augustinus. „Es gibt zwei verschiedene Heilmittel“, so schrieb Augustinus, „die zur Anwendung kommen müssen, nämlich Autorität und Vernunft. Die Autorität verlangt Glauben und bereitet den Menschen auf die Vernunft vor. Die Vernunft führt zu Einsicht und Erkenntnis. Doch auch die Autorität ist nicht gänzlich von Vernunft verlassen, da man schließlich überlegen muss, wem man glauben soll.“

Für Augustinus ist es also nicht mehr die Natur, sondern ein göttlicher Wille, der den Maßstab für das Handeln des Menschen darstellt. „Der Beginn des Verderbens einer vernünftigen Seele ist der Wille, das zu tun, was die höchste und innerste Wahrheit verbietet. Deshalb wurde der Mensch aus dem Paradies heraus in unsere Erdenwelt ausgestoßen und gelangte damit von der Ewigkeit ins Zeitliche, aus der Fülle in den Mangel, aus der Kraft in die Schwachheit.“

Gott wurde aber im weiteren Verlauf des Mittelalters auch als eine Instanz gedacht, die allem menschlichen Denken übergeordnet ist. Das ging bei einigen so weit, dass sie meinten, das Denken komme vom Teufel und könne darum vor Gott nicht bestehen. Denken und Gott wurden so einander gegenübergestellt.

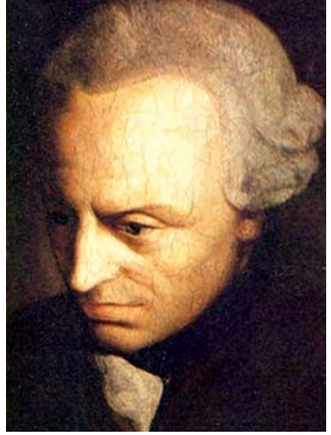
Im Hohen Mittelalter hielt es Thomas von Aquin für erforderlich, dass die Erkenntnis der Welt nicht auf Irrtümer gegründet werden darf, weil dadurch der rechte Glaube an Gott in Gefahr geriete. Er definierte so: „So ist es also offensichtlich, dass die Meinung bestimmter Leute falsch ist, die behaupten, es komme für die Wahrheit des Glaubens nicht darauf an, was man über die Geschöpfe meine, wenn man nur in Bezug auf Gott die richtige Meinung habe, denn der Irrtum über die Geschöpfe führt in eine falsche Meinung von Gott und führt den Geist der Menschen von Gott weg, zu dem sie der Glaube hinlenken soll.“ Für Thomas von Aquin ist jegliches Handeln, das sich unvernünftigen Trieben beugt, falsch und schlecht.

In der späteren Scholastik entwickelte sich das Streben, Glaubensüberzeugungen und Vernunft wieder zu trennen. Bedeutende Vertreter dieser Entwicklung waren Johannes Duns Scotus und William von Ockham. Bei Meister Eckhart und Martin Luther wurden *intellectus* wiederum mit Verstand und *ratio* mit Vernunft gleichgesetzt, wobei der Verstand als die Wesenserkenntnis der Vernunft übergeordnet war.

Ähnliche Ansätze finden sich auch in anderen Religionen. In der islamischen Tradition des Mittelalters hat vor allem der einflussreiche Philosoph Ibn Sina (Avicenna) die Vernunft als ein stetiges Hervorgehen aus Gott bezeichnet. Östliche Weisheitslehren zeigen die Grenzen und Widersprüchlichkeit der Vernunft auf und weisen Wege, wie der Mensch sich davon befreien kann.

Nikolaus von Kues (genannt Cusanus) hob im fünfzehnten Jahrhundert hervor, dass die Vernunft eine besondere Fähigkeit des Menschen ist, die durch Bildung erst ihre Kraft entfalten kann. Bei ihm ist, wie später bei Kant, die Vernunft die höchste Stufe im Dreiklang Sinne – Verstand – Vernunft. Während der Verstand die vielfältigen Sinneseindrücke zusammenfasst, geht die Vernunfteinsicht in der Schau des Höheren noch über den Verstand hinaus. Die Einheit der Vernunft selbst als Zusammenschau des Ganzen beschrieb er erneut als eine Dreiheit aus Erkennendem, Erkanntem und dem Vorgang des Erkennens. Wie der Verstand, so ist aber auch die menschliche Vernunft begrenzt. Das Wesen Gottes als Licht bleibt ihr daher verschlossen. „Daher bewegt sich die Vernunft zur göttlichen Weisheit hin, zu ihrem eigentlichen Leben.“

Bild links: Augustinus, frühste bekannte Darstellung, Lateranpalast 6. Jhd., Foto unten: Gutenberg-Denkmal, Allegorie Theologie, Frankfurt am Main. Bild oben mittig: Zeitgenössische Darstellung von William von Ockham (ca. 1285-1349?), 1341. Bild oben auf S. 13: Porträt Immanuel Kant, wahrscheinlich von Elisabeth von Stägemann um 1790. Foto ganz rechts: Jürgen Habermas, 2014. Alle aus Wikimedia Commons



Das europäische Zeitalter der *Aufklärung* kommt nun zu der Auffassung, dass die Vernunft imstande sei, jegliche Wahrheit ans Licht zu bringen. Die Vernunftreligion soll die Unterdrückung und den eingeforderten Autoritätsglauben der christlichen Religion überwinden und geistige Freiheit und Wohlstand für alle bringen. So sah der aufgeklärte Rationalismus in der Vernunft das von Erfahrung unabhängige Erkennen.

Der Begriff der menschlichen Vernunft wurde oft mit dem Bewusstsein oder dem Geist gleichgesetzt. Im Rationalismus stellt die Vernunft daher das zentrale Element des Erkenntnisprozesses dar. Mit Hilfe der Vernunft seien demnach schlussfolgernde Erkenntnisse möglich, die auch ohne sinnliche Wahrnehmungen zu erreichen sind.

Nachdem der Königsberger Philosoph Immanuel Kant die Grenzen der Erkenntnis und der Vernunft beschrieben hatte, wollten sich einige Vertreter des deutschen Idealismus nicht mit diesen abfinden. Georg Wilhelm Friedrich Hegel erkennt Kants Einsicht der Vernunft als den Grund von Freiheit ausdrücklich an. Er bezeichnet seine Position aber als subjektiv, weil Kant dem Subjekt lediglich zugestehe, wahre Erscheinungen der Dinge erkennen zu können und nicht diese selbst, so wie sie „an sich“ sind. Um darüber hinauszukommen, brauche es eine absolute Vernunft, die für ihn der sinnstiftende Grund ist. Hegel sagt, dass sie im Grunde keine Grenze habe, unendlich und absolut sei. Das Absolute selbst ist für ihn Gott als der absolute Geist. Gott zu erkennen ist für Hegel das oberste Ziel aller Philosophie.

Angesichts der vielfältigen Schrecken des 20. Jahrhunderts, bei denen sie auch einen Zusammenhang mit der Industrialisierung feststellten, haben die Mitglieder der sogenannten *Frankfurter Schule* (Theodor W. Adorno, Max Horkheimer, Jürgen Habermas) eine Kritik der Rationalität und der „Aufklärung“ ausgearbeitet. Die drei Philosophen kritisieren den Wissenschaftsbetrieb und dessen Faktengläubigkeit. Die Vernunft und der Verstand seien zu einem Instrument der Unterdrückung des Einzelnen geworden und hätten die Selbstbefreiungskräfte fast erstickt. Nötig sei also eine neue Stufe der Aufklärung, die noch nicht vollendet sei.

Ich bin gespannt, in welche Richtung diese Entwicklung gehen wird. ■

Hintergrundbild unten: Porträt Carl Friedrich von Weizsäcker, 1993. Aus Wikimedia Commons

„Es gibt eine eigentümliche Faszination der Technik, eine Verzauberung der Gemüter, die uns dazu bringt, zu meinen, es sei ein fortschrittliches und ein technisches Verhalten, dass man alles, was technisch möglich ist, auch ausführt. Mir scheint das nicht fortschrittlich, sondern kindisch. Es ist das typische Verhalten einer ersten Generation, die alle Möglichkeiten ausprobiert, nur weil sie neu sind, wie ein spielendes Kind oder ein junger Affe. Wahrscheinlich ist diese Haltung vorübergehend notwendig, damit Technik überhaupt entsteht. Reifes technisches Handeln aber ist anders. Es benützt technische Geräte als Mittel zu einem Zweck. Den Raum der Freiheit planen kann nur der Mensch, der Herr der Technik bleibt.“

CARL FRIEDRICH VON WEIZSÄCKER (1912-2007)

DANKESREDE ANLÄSSLICH DER VERLEIHUNG DES FRIEDENSPREISES DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS 1963

„Wunder“ in Lourdes

Wunderglaube und Naturwissenschaft

VON RAIMUND HEIDRICH

Zur Heiligsprechung einer Person sind in der römischen Kirche „Wunder“ notwendig, die aufgrund der Fürsprache dieser Person geschehen sind. Gehen wir diesem Wunderglauben an einem Beispiel genauer nach.

Schon lange ist von „Wundern“ im Marienwallfahrtsort Lourdes die Rede. Professor Harald Lesch, Astrophysiker und evangelischer Christ, hat sich in einer ARD-Sendung im Mai 2023 diesem Thema ausführlich gewidmet. Sind die Wunder von Lourdes naturwissenschaftlich-medizinisch tatsächlich beweisbar? So hat es ja zunächst den Anschein.

Wenn in Lourdes eine „Wunderheilung“ auftritt und gemeldet wird, ist zunächst ein Mediziner-Kollegium zuständig. Es wird dann geprüft, ob es sich tatsächlich um eine medizinische Heilung handelt und ob es für diese medizinische Heilung tatsächlich keine herkömmliche Erklärung gibt. Das Ergebnis dieser medizinisch nicht erklärbaren Heilung wird dann einem römisch-katholischen Theologen-Gremium mitgeteilt, das dann diese medizinisch nicht-erklärbare Heilung als „Wunder“ bezeichnen und anerkennen kann. Von einem medizinisch zwingend objektiv-überprüfbaren Beweis eines „Wunders“ kann also keine Rede sein. Es handelt sich hier nur um eine kirchlich-theologische Deutung.

Die wissenschaftliche Medizin spricht hier von „Spontanheilungen“, die in allen Lebensbereichen vorkommen können. Interessant ist nun, dass die statistische Häufigkeit einer Spontanheilung außerhalb von Lourdes größer ist als im Bereich Lourdes selbst, warum auch immer.

Keine Wunder?

Ist damit die religiöse Rede von einem „Wunder“ erledigt? Durchaus nicht!

Was die Wundererzählungen im Neuen Testament in Bezug auf Jesus betrifft: Es war damals üblich, religiösen Charismatikern auch die Fähigkeit zu Wunderheilungen zuzuschreiben. So folgen die Erzählungen über Jesus ein gutes Stück weit einem antiken Muster. Und doch finden wir bei Jesus ein Spezifikum: Es geht Jesus nicht um ein demonstratives Spektakulum, sondern vor allem um die Zuwendung gerade zu den Armen, Kranken und Ausgegrenzten. Und bei den später entstandenen Geschichten von den Brotwundern ist von einer „Vermehrung“ gar keine Rede. Jesus zaubert also nicht! Stattdessen fordert Jesus die Jünger auf, das Vorhandene, fünf Brote und zwei Fische, unter allen Bedürftigen zu verteilen. „Und alle wurden satt (Mk 6,42).“

Wenn wir heute Jesu Aufforderung wirklich folgen würden, das, was wir haben, mit denen zu teilen, die hungrig sind, hätten alle Menschen weltweit genug zu essen. Das ist keine Romantik, das sagen klare Berechnungen. Allein das, was wir immer noch täglich an Lebensmittel-Bergen wegwerfen, könnte viele Menschenleben retten.

Und Lourdes mit seinen „Wundern“? Allein die Tatsache, endlich einmal als kranker Mensch (und nicht nur als bloßer Kranker) ernst genommen zu werden, im Mittelpunkt zu stehen und Zuwendung, Achtung und Respekt und vor allem Gemeinschaft mit vielen ebenfalls Betroffenen zu erfahren, ist schon ein Wunder und wirkt noch lange als wunderbare Erfahrung nach, trotz bleibender Erkrankung. ■

Foto: Fr Lawrence Lew, O.P., „Crowned Virgin“, Flickr

Vernunft und Verstand

VON GEORG SPINDLER

„Sei doch vernünftig!“ Wie oft bekommen Menschen das zu hören? „Hast du jetzt endlich Vernunft angenommen?“ Wem wurde dieser Satz noch nicht zugerufen, als Aufforderung, eine getroffene Entscheidung zu revidieren oder eine gefährliche und verrückte Aktion zu unterlassen?

Ich habe schon als Kind das Wort *Vernunft* nicht ausstehen können, nicht nur, weil es sich schrecklich anhört. Es gibt ja wirklich wohlklingendere Wörter als *Vernunft*. Um wie viel besser klingt doch das lateinische *Ratio*. Aber was ist *Vernunft* und was bedeutet dieser Begriff? Der deutsche Philosoph Immanuel Kant beschreibt die *Vernunft* als eine dem *Verstand* übergeordnete Größe. Der *Verstand*, so schreibt er, strukturiert die Wahrnehmung des Menschen, die *Vernunft* kontrolliert sie und zeigt ihre Grenzen.

Vernunft bezeichnet in modernem Verständnis ein durch das Denken bestimmtes geistiges Vermögen zur Erkenntnis der Wirklichkeit. Die meisten großen Philosophen von der Antike über das Mittelalter und die *Aufklärung* bis heute definieren die *Vernunft* mit diesen oder ähnlichen Worten. Vernünftiges Handeln kann Konflikte lösen und Katastrophen verhindern. *Vernunft* ist dennoch eine relative Größe und liegt oft auch im Auge des Betrachters. Wichtig ist, dass bei allen Überlegungen und Entscheidungen immer beides eingesetzt wird: *Vernunft* und *Verstand*.

In Abgrenzung zum Begriff der *Vernunft* wird der Begriff des *Verstandes* heute oft gebraucht für Fälle, in denen Phänomene gesondert betrachtet werden. In unserer Umgangssprache werden die beiden Begriffe allerdings nicht streng voneinander unterschieden.

Meist wird der Begriff *Vernunft* in der Bedeutung eines vernünftigen Handelns verwendet. In diesem Sinn würde *Vernunft* eine Ethik begründen, die keine Berufung auf andere Instanzen nötig hat. Sie findet sich zum Beispiel bei Aristoteles als „das rechte Maß“ oder bei Immanuel Kant als der „kategorische Imperativ“. In seiner Universalgeschichte beschreibt Voltaire eine stetige Entwicklung der Menschheit von primitiver Barbarei zur Vorherrschaft der *Vernunft*. Hatte er damit Recht?

Schließlich wird *Vernunft* im Sinne von „einer höheren Ordnung gemäß“ verwendet. Diese Sichtweise trägt meistens die Züge einer religiösen Überzeugung. Die ganze Menschheit hätte in dieser Sicht Anteil an dieser *Vernunft*. Aber auch ohne einen traditionellen religiösen Bezug sind viele Menschen überzeugt, in dieser Welt einer höheren *Vernunft* zu begegnen, darunter auch Physiker wie Erwin Schrödinger.

Die Neurowissenschaften fassen den Verstand als Fähigkeit zu logischem Denken und zur Lösung von Problemen auf. Unter dem Begriff *Vernunft* werden die für vernünftiges Verhalten notwendigen Fähigkeiten zusammengefasst, das Abschätzen von sachlichen und sozialen Folgen eines Tuns, das von Erfahrung geleitete Aufstellen von Handlungszielen sowie die Kontrolle egoistischen Verhaltens. Die meisten Vertreter dieser Wissenschaft sehen das menschliche Gehirn als so etwas wie ein Interpretationsorgan an, das eine tragfähige Lebenssituation erstellen will. Das Gehirn interpretiert in dieser Sicht die Welt und versucht, eine Vorausschau über die unmittelbare Zukunft zu gewinnen, damit das Verhalten entsprechend angepasst werden kann. *Vernunft* wird in diesem Sinne als die Fähigkeit zur Anpassung an gegebene Umstände auf der Grundlage individueller Erfahrung verstanden.

Das würde bedeuten, dass wir die Fähigkeit und Möglichkeit hätten, aus Erfahrungen der Vergangenheit zu lernen und begangene Fehler in Zukunft zu vermeiden. Reicht aber unsere *Vernunft* dazu aus? Wäre dem so, würde unsere Welt dann nicht anders aussehen? Nach so vielen Definitionen des *Verstandes* und der *Vernunft* müsste die Menschheit ja von *Vernunft* geradezu durchdrungen sein. Ist sie es? Und wenn nicht, warum nicht? Woran liegt es, dass sich die Menschheit gegenwärtig in einer Situation befindet, die von vielen als so gut wie aussichtslos bezeichnet wird? Sind Menschen überhaupt imstande, vernünftig zu handeln, oder beschränken sich unsere Fähigkeiten nur auf theoretische Einsichten, philosophische Spekulationen und auf das Definieren von *Vernunft*?

Trotz aller Erkenntnisse der Philosophie brachte es die Menschheit fertig, sich allein im 20. Jahrhundert durch Kriege um fast 80 Millionen zu dezimieren, und es ist kein Ende dieser Entwicklung abzusehen. Wie konnte es nur sein, dass Menschen sich nukleare Waffen ausdenken, sie dann konstruieren und damit Großstädte mit hunderttausenden von Menschen vernichten? Wie ist es möglich, dass heute, im Sommer 2023, Politiker fast aller Staaten keine andere Möglichkeit sehen, um Konflikte zu lösen, als Kriege zu führen, immer mehr aufzurüsten und damit das Elend endlos zu vermehren? Wo ist die „Vernunft“ geblieben? Wem nützen die Erkenntnisse und Definitionen sämtlicher Philosophen, Theologen und sonstiger Wissenschaftler, solange sie nicht bewusst in unser Leben aufgenommen und in unserem Handeln verwirklicht werden? ■

Foto: Alan Levine, „Thinker“, Flickr

Der Traum vom ewigen Frieden

VON CHRISTIAN WEBER

Christian Weber ist Historiker und Mitglied der Gemeinde Berlin

Es gab in der europäischen Geschichte einen Krieg, der bis heute unvergessen ist. Der Dreißigjährige Krieg 1618-1648 wütete vor allem auf dem Gebiet des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Beteiligt waren aber auch politische und militärische Mächte aus West- und Nordeuropa. Es war ein Zermürbungs- und Erschöpfungskrieg. Auch nach Beginn der etwa fünf Jahre währenden Friedensverhandlungen tobte der Krieg noch weiter. Jeder wollte noch seine Ausgangsposition verbessern.

Nun wohne ich seit 2018 an einem Ort, an dem eine bedeutende Schlacht stattfand. In Wittstock an der Dosse trafen 1636 kaiserlich-sächsische und schwedische Truppen aufeinander. Trotz der zahlenmäßigen Unterlegenheit siegten die Schweden unter dem Kommando von Baner. Hier gibt es in der alten Bischofsburg international das einzige Spezialmuseum zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Auch das Schlachtfeld kann man besichtigen samt einer eindrucksvollen Präsentation in einem riesigen ehemaligen Wasserspeicher.

Das sehenswerte Museum des Dreißigjährigen Krieges im Turm der Alten Bischofsburg von Wittstock/Dosse

Die Losungen, unter denen beide Gegner in die Schlacht zogen, waren „Ob Gott will“ (Kaiserliche und Sachsen) und „Hilft Jesu Christ“ (Schweden). In beiden Armeen kämpften Söldner aus aller Herren Länder, selbst aus solchen, die gar nicht direkt beteiligt waren. War das nun wirklich ein Religionskrieg zwischen den damals verfeindeten Konfessionen? Wie konnten da die evangelischen Sachsen mit dem katholischen Kaiser Seit an Seit stehen? Wieso versuchten die lutherischen Brandenburger so lange wie möglich neutral zu bleiben?

Gott als Urheber des Krieges?

Die berühmte Romanfigur Simplicius Simplicissimus bemerkte zu Beginn des Krieges: „Ich begann zu zweifeln, ob ich Christen vor mir hätte oder nicht. Denn ich merkte wohl, dass jeder den ernstlichen Willen Gottes kannte, aber keiner gesonnen war, nach ihm zu handeln. (…) Ja, ich hörte auch in Gottes Namen sündigen, was besonders der Soldaten Brauch war: Wir wollen in Gottes Namen auf Beute gehen, plündern, totschießen, niedermachen, in Brand stecken!“

Später fragte er sich als frommer Christ: „Soll ich denn ohne weiteres einer Partei, die die zwei andern lästern und der Irrlehre bezichtigen, meiner Seele Seeligkeit anvertrauen?“ Und was hat Gott damit wirklich zu tun? Bei allen Konfessionen war verbreitet, dass man von einer Bestrafung der Menschen und Völker ausging: „Wir müssen gestehen, dass wir diese Strafe und Züchtigung längst verdient haben; wir haben leider die Zeit des Friedens missbraucht.“ „Du hast die Feinde uns zur Strafe gerufen.“ Dazu kämen von Gott die drei Landplagen Krieg, Hunger und Pest. Die eigenen Völker seien zwar sündig, doch rechtgläubig. Man betete: „Nimm dem Feinde den Mut, vertreibe ihn, wache über unser Land und unsere Häuser. Lass doch bald den Frieden wiederkehren und wende die Gefahr ab, in der wir schweben.“

Durch den Dreißigjährigen Krieg wurden weite Teile Deutschlands verwüstet, entvölkert und versanken in Apathie. Nicht die Kriegshandlungen an sich waren die Hauptursache, sondern die Hungersnöte durch die Ausplünderungen und auch durch Seuchen. Es gab Dörfer, in denen niemand überlebte, Städte, die fast alle Einwohner verloren. Man flehte Gott an: „Lass Gerechtigkeit und Friede sich immer küssen; gib uns deinen heiligen Geist, dass wir den edlen Frieden nicht zur Üppigkeit, Völlerei und Sicherheit missbrauchen..“ Die Hoffnung auf Frieden war also eindeutig auch mit der Befürchtung verbunden, dass die Menschen wieder in ein sündiges Leben zurückfallen werden und damit neue Kriege heraufbeschwören würden. Der Krieg also als Gottes Strafe für ein unchristliches Leben.

Gott war nach damaliger Auffassung ein allmächtiger Herrscher über die Welt mit zwei Gesichtern. Das ambivalente Gottesbild ist ja leider bis heute schwer aus den Köpfen herauszubekommen. Gott ist doch nicht ein Abbild der Menschen, sondern genau umgekehrt. Der Mensch hat aber einen freien Willen, den er mit heilsamen oder unheilsamen Taten umsetzen kann.

Der Friede zu Münster und Osnabrück

Nachdem wohl allen Kriegsparteien klar geworden war, dass ein weiteres Abschlachten immer sinnloser wurde, begann man ab 1643 mit Verhandlungen. Der Krieg tobte inzwischen weiter. Man kann und muss also das Eine tun, ohne das Andere zu lassen. Das ist eine wichtige Lehre aus der Geschichte auch für den Krieg in der Ukraine!

Entscheidend war damals Folgendes: „Die pacificatores und ihre machthabenden Auftraggeber […] schufen den Frieden, ohne über die Wahrheit oder Unwahrheit von Glaubenssätzen zu entscheiden. Die westfälischen Unterhändler konnten so die Rolle von ehrlichen Maklern des Friedens ausfüllen, sie mussten sich aber mit dem Vorwurf beladen, die Stärksten im Glauben bitter enttäuscht zu haben. Die schrien zum Himmel, ein solcher Frieden sei bei Gott schlimmer als der Krieg.“ 1651 gab der Papst eine Bulle gegen die Anerkennung des Westfälischen Friedens heraus. Er sprach darin alle Katholischen von den Ergebnissen los. Niemand scherte sich darum und so blieb es beim geschlossenen Frieden.

Die unermessliche Freude über den Frieden kam in einer Druckschrift jener Zeit in heutige Sprache übersetzt zum Ausdruck: „Ach wie geschieht uns? Wir sind so wie die Träumenden. Unser Mund lacht und unsere Rede rühmt den Frieden. Weil der Herr so Großes an uns getan hat, sind wir von Herzen fröhlich. (…) Der Krieg ist gänzlich abgeschafft durch unsers großen Gottes Kraft.“

Der Frieden erscheint nun ebenso wie der Krieg als Werk Gottes. Er zeigt darin seine Barmherzigkeit mit den Menschen. Also nur durch sein direktes Einwirken sei der Frieden zustande gekommen. Man hoffte nun, dass es endlich einen langen, wenn nicht gar unendlichen Frieden geben könnte – so Gott will. Die Verantwortung von Herrschern, Kirchen, Völkern und Menschen konnte so prima an Gott abgegeben werden. Der Krieg als Schicksal und auch der Frieden. Wie ohnmächtig fühlte man sich damals wohl im Leben und nahm den Lauf der Geschichte als kaum beeinflussbar wahr?

Die Friedensbilanz

Moderne Historiker beschreiben den Westfälischen Frieden als ein Meisterstück der Verhandlungskunst und als Sieg der Vernunft über zerklüftete Ideologie und Leidenschaft. Herfried Münkler, der gegenwärtig wohl bedeutendste Experte für Kriegsgeschichte in Deutschland, schreibt: „Die westfälische Ordnung hat Europa keinen dauerhaften Frieden beschert. Aber sie hat religiöse Kriegsgründe zumindest innerhalb des Reichs weitgehend beseitigt und langfristig Kriege als Staatenkriege etabliert.“

Leider bedienen sich auch noch in der Gegenwart Präsidenten, Ideologen und Militärs der Religion, um ihre Machtinteressen und ihr Machtgebaren zu rechtfertigen. Können wir noch heute etwas aus dem Westfälischen Frieden lernen? Ich versuche mal an dieser Stelle zwei wichtige Punkte hervorzuheben:

1. Es braucht starke Schutzmächte als Garanten für einen Frieden. Angesichts global ausufernder Konflikte könnte das nur die UNO sein oder auch Einrichtungen wie die einmal erfolgreiche KSZE. 1648 waren es Frankreich und Schweden.
2. Man muss die Unabhängigkeit kleinerer Staaten allseits anerkennen. Als ein wichtiges Friedensergebnis galt 1648 die Anerkennung der unabhängigen Niederlande durch Spanien. Allerdings besteht dabei auch die Gefahr der „Balkanisierung“, also einer politischen Zersplitterung und Bildung von Separatstaaten (z. B. Baskenland, Katalonien, Korsika). Ein gutes Gegenmodell bietet die Schweizerische Eidgenossenschaft der vielen stark selbstbestimmten Kantone. Russland muss heute die selbständige Existenz einer unabhängigen Ukraine anerkennen und respektieren.

Bauer und Landsknecht bitten um Gottes Beistand, Bild auf einer Ofenkachel aus der Schweiz

Wir Menschen müssen die Verantwortung für unser Dasein voll an- und übernehmen. Gott hat uns alle Freiheit dazu gegeben. Gebete um Frieden können helfen – aber auch den Eindruck erwecken, dass nur Gott uns helfen kann. Besser finde ich, unsere Probleme Gott vorzutragen und um Kraft und Beistand für uns Menschen zu bitten. Die Intoleranzen, Aggressionen und Machtgelüste sind offensichtlich Teil unserer Natur. Jeder hat da seine persönliche Verantwortung für den inneren und äußeren Frieden. Gott kann uns leiten, aber die Probleme löst er nicht für uns. In Russland beruft man sich wie in der Ukraine auf den gleichen Gott – wie kann das gehen? ■

Links: Eine Allegorie auf den Westfälischen Frieden: die Herrscher des Kaiserreiches, Frankreichs und Schwedens und über allen Gott mit seinen Friedensegeln

Keine Oxidation der Herzmuskulatur

Dr. rer. nat. Hermann Josef Roth ist römisch-katholischer Priester und Kuratoriumsmitglied der Namen-Jesu-Kirche in Bonn

Ein Zwischenruf aus der Praxis

VON HERMANN JOSEF ROTH

Von Kanzel und Lehrerpult aus sah ich mich oft mit Fragen und Zweifeln konfrontiert, die Gläubige oder Schulklassen bedrängte, weil sie ihre Alltagserfahrungen und Kenntnisse mit den kirchlichen Lehren kaum noch in Einklang bringen konnten. Das Kultusministerium erbat sogar eine Stellungnahme zu einer Elternklage, wonach ein Naturwissenschaftler keinen „objektiven Religionsunterricht“ erteilen könne.

Einige Schlaglichter auf besonders brisante Themen mögen andeuten, wie man sie fachübergreifend angehen könnte.

Evolutionstheorie

Unstrittig ist, dass die „Abstammungslehre“ eine Theorie ist, mit der eine Vielzahl objektiver Einzelbefunde naturwissenschaftlich sinnvoll erklärt werden kann. Wie jede Theorie muss sie sich stets an Fakten messen lassen. Das hat immer wieder zur Revision früherer Aussagen geführt. Auch derzeit werden Forschungsergebnisse berichtigt, die möglicherweise im Detail zur Präzisierung oder gar Neuformulierung bisheriger Annahmen zwingen.

Schöpfungslehre

Die Schöpfungslehre liegt außerhalb des Anwendungsbereiches naturwissenschaftlicher Methoden, so wie viele andere Bereiche unseres Lebens auch, man denke nur an Liebe, Musik und Kunst.

Auch wenn man sich gläubig zu einem Schöpfungsakt Gottes bekennt, braucht man deshalb nicht auszuschließen, dass Gott sein Werk im Rahmen und nach den Gesetzen der von ihm doch geschaffenen Natur vollbringt. Selbst der große Kirchenlehrer des Mittelalters, Thomas von Aquin, bekannte, dass Gott nichts von selber mache, was er nicht durch die Geschöpfe tun könne.

Ferner verlangt die Achtung vor der Bibel, dass man sie so liest und versteht, wie sie im Urtext spricht, und nicht, wie wir es vielleicht gerne hätten. Der großartige Schöpfungsbericht folgt im Hebräischen einem semitischen Versmaß und unterstreicht damit, dass hier der geglaubte Schöpfungsakt in dichterischen Bildern verkündet wird. Man sollte den Urtext von Genesis 1 (das Buch *b'reschieth*) einmal laut lesen oder vorlesen lassen! In großartiger Lyrik wird da die Schöpfung besungen. Buchstäbliche „Auslegung“ (Exegese) raubt ihr den Zauber.

Katechese

In Diskussionen oder im Schulunterricht habe ich schon mal Fragen zum scheinbaren Widerspruch von Wissensinhalten und Glaubensvorstellungen salopp so beantwortet: „Wenn ein Jungmann seiner Geliebten bekennt, sein Herz brenne in Liebe zu ihr – dann macht er keine Aussage über die Oxidation seiner Herzmuskulatur.“

Gern habe ich auch gefragt, ob man den Schöpfungsbericht überhaupt gelesen hätte. Als Antwort rezitierte ich Gen. 1 im O-Ton des *Tenach*. Immer platzte es beim Auditorium überrascht heraus: „Das ja Dichtung“.

Die Wirkung dieser Art von Aufklärung habe ich bei einem Elternsprechtag an meinem Gymnasium in Köln erlebt, wo fast ein Fünftel der Schülerschaft islamischen Bekenntnisses war. In meiner Sprechstunde bekannte eine gläubige Muslima, von Beruf Ärztin, dass sie mit ihren heranwachsenden Kindern auch Gespräche über Glaubensfragen führe. Deshalb sei sie mir als Biologielehrer überaus dankbar, denn ihre islamischen Religionsführer ließen sie diesbezüglich völlig im Stich.

Und jetzt?

Klar, das sind nur Bruchtücke aus einer manchmal aufregenden Praxis. Der Zwiespalt hat auch mich selber bedroht, erzwang jedoch gerade deswegen gründliche und interfakultative Studien. Falls jemanden die Ergebnisse interessieren sollten, so möchte ich empfehlen:

- „Die Kontroverse Evolutionismus/Kreationismus, ein Scheinproblem? Eine Wortmeldung“. In: *Naturschutz und Demokratie.* Hg.: Gert Gröning & Joachim Wolschke-Bulmahn (= CGL-Studies, 3). Hannover: Leibniz-Universität, 2006, S. 37-42.
- „Message of the Bible or Theory of Darwin? A Pseudo Problem. An interdisciplinary Statement on the Current Controversy in Germany“. In: *Divine Action and Natural Selection. Science, Faith and Evolution.* Ed. by Joseph Seckbach & Richard Gordon. New York, London, Singapore etc.: World Scientific, 2009, S. 648-659.

Bild: Egonetix_xyz, Pixabay

925 Jahre und kein bisschen leise

Hildegard von Bingen gewürdigt

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

925 Jahre nach ihrer Geburt (1098-1179) ist Hildegard von Bingen immer noch in aller Munde, nicht nur anhand von Kräutertees. Die visionäre Mystikerin, Schriftstellerin, Medizinerin und Musikerin wird in diesem Jahr durch eine Reihe von Vorträgen und eine Wanderausstellung gewürdigt.

Kloster Knechtsteden in Dormagen (Rhein-Kreis Neuss) zeigte kürzlich im Kreuzgang der Basilika die Ausstellung „Heilig & Finster“ von Marianne Pitzen und Bertamaria Reetz. Die Künstlerinnen widmen Hildegard ihre Matronen-Figuren (Pitzen) und ihre Schwarzweiß-Portraits (Reetz), indem sie Zitate der modern denkenden und für ihre mittelalterliche Zeit emanzipierten Ordensfrau durch ihre Werke in die Gegenwart holen und einen neuen Zugang zu ihnen schaffen wollen. Betrachtende sollen laut Prof. Dr. Dieter Ronte, der den Einführungsvortrag hielt, „unmittelbar zwischen der heutigen Moderne und dem mittelalterlichen Denken den gemeinsamen Weg suchen“. Pitzen sagt dazu: „Sie [Hildegard] widmete sich intensiv der Grünkraft der Erde und insbesondere der Weisheit des Leibes. In ihren Visionen erscheint die Weisheit in weiblicher Gestalt...“

Ihre Figuren sind den Aufanischen Matronen nachempfunden, Göttinnen im Rheinland in römischer Zeit, die später christianisiert wurden (die drei Juffern, die als *Fides, Spes und Caritas* an den Wegkreuzungen in der Eifel Menschen beschützten). Sie haben seltsame Frisuren; laut Pitzen tragen sie unter diesen Haarhauben ihr gesammeltes Wissen. Die großformatigen Portraits von Bertamaria Preetz, die ihr Atelier übrigens am Kloster Knechtsteden hat, sind mit Zitaten von Hildegard markiert. Die Ausstellung soll weiterwandern ins Frauenmuseum Bonn und ist dort von Juli bis Allerheiligen zu sehen.

Was Hildegard von Bingen für eine besondere Verbindung zu Knechtsteden hatte, versuchten im Rahmen der Veranstaltung Pater Hermann-Josef Reetz CSSP und der Kirchenhistoriker Prof. Dr. Georg Gresser zu vermitteln. Letzterer sprach über „Hildegards langen Weg zur Heiligsprechung“, der immerhin nahezu 800 Jahre gewährt hatte, wie die *Rheinische Post* aus dem Vortrag zitiert. Schon 1228 hatte man den Antrag gestellt, der aber nicht abgeschlossen wurde. Hindernis sei der kirchliche Formalismus gewesen.

Viele Christen, katholische wie evangelische, und auch Nichtgläubige störten sich nicht daran. Sie verehrten Hildegard von Bingen seit schon Jahrhunderte. Laut Gresser habe Pius XII. dann während des Zweiten Weltkrieges ihre Anrufung als Heilige gestattet. Doch erst Papst Benedikt XVI. nahm sie 2012 in das Verzeichnis der Heiligen auf und ernannte sie kurz darauf auch zur Kirchenlehrerin.

Dass Äbtissin Hildegard, die ja zuletzt auf dem Rupertsberg bei Bingen am Rhein residierte, Kloster Knechtsteden kannte, lässt sich nach Pater Reetz daraus schließen, dass Hugo von Sponheim, der Bruder von Hildegards Lehrerin Jutta von Sponheim, kurzzeitig Erzbischof von Köln war und die damalige Prämonstratenserabtei Knechtsteden stiftete.

Mitglieder des Knechtstedener Kräutergarten-Teams widmeten sich in einer Führung Hildegard als Heilerin. Darüber hinaus aber sind mit dem Hildegard-Boom auch gute Geschäfte zu machen, es ist eine ganze Tee-Linie nach ihr benannt. Es gibt unzählige Bücher und Rezepte dieser Universalgelehrten des Mittelalters.

Zur Erbauung sei zum Abschluss der Wasserlinsen-Trunk erwähnt, den man unter den zahlreichen Hildegard-Stichworten im Internet finden kann. Hildegard wird hier zitiert:

> *Wenn die Wasserlinse anderen kräftigen Mitteln beigefügt wird, mindert sie die unnützen Säfte im Menschen. Wen die Vicht* [ein Säfteungleichgewicht] *plagt, trinke oft vom Wasserlinsenwein, nüchtern, so viel man mit einem Atemzug trinken kann und ähnlich wenn du abends zu Bett gehst. Es wird dadurch verhindert, dass die schlechten Säfte im nüchternen Zustand auftreten oder sich nach dem Essen bilden.*

Nach Anmerkung von Dr. med. Gottfried Hertzka (1913-1997), Begründer der Hildegard-Medizin, findet sich das Rezept im Hildegard-Lehrbuch *Causae et Curae* und sei ein Mittel gegen ein Leiden, das dem Krebs vorangehe. „Seine drei Zeichen“, so Hertzka, „sind: kolikartige Bauchschmerzen, rheumatoide Beschwerden und Herzschmerzen.“ Die Prozedur des Wasserlinsen-Elixiers ist ein Kapitel für sich, und bei dem renommierten Hildegard-Mediziner mit seiner damaligen Praxis am St.-Gebhard-Platz in Konstanz gaben sich Kranke aus ganz Europa die Klinke in die Hand. Dinkel und „Herzwein“, ein Wein mit Honig und Petersilie, sind weitere Renner aus der Apotheke der heiligen Hildegard von Bingen, deren Rezepten sich naturheilkundliche Pharmafirmen widmen. Die erste Anleitungsfibel für die Hildegard-Medizin von Hertzka verkaufte sich seit 1970 fast eine Viertelmillion Mal. Ihr Titel: *So heilt Gott*. Sein Medium Hildegard von Bingen lebt im Geiste bis heute.

Bild oben: Hildegard von Bingen, Miniatur aus dem Rupertsberger Codex des Liber Scivias, um 1151. Aus Wikimedia Commons. Foto unten: Ausstellung „Heilig & Finster“ in der Basilika Knechtsteden: Blick durch die Figuren von Marianne Pitzen auf Bilder von Bertamaria Reetz. Von der Autorin

Mehr Synodalität in die Demokratie!

VON GERHARD RUISCH

Die demokratischen Parteien in unserem Land rätseln darüber, wie es sein kann, dass die AfD in Umfragen mit der SPD gleichziehen und gemeinsam mit ihr zweitstärkste Partei werden konnte. Zwei Drittel der Menschen, die angeben, AfD wählen zu wollen, antworten auf die Frage nach dem Grund, sie wollten ihren Frust darüber ausdrücken, wie die Demokratie gerade läuft. Ich muss nur die *Tagesschau* sehen, um auch frustriert zu sein! Ich käme nie auf die Idee, aus Frust AfD zu wählen, aber gerade, weil ich überzeugter Demokrat bin, bin ich auch frustriert über das Schauspiel, das die Parteien bieten.

Wir haben mit Ukrainekrieg, Klimawandel und Wirtschaftsproblemen wie hoher Inflation und Energiekrise ja wirklich eine schwierige Situation, die dringend konsequentes Handeln erfordert. Wann wäre die Zeit gekommen, dass demokratische Parteien zielgerichtet und gemeinsam für eine gute Zukunft arbeiten, wenn nicht jetzt? Der Preis für schlechtes Arbeiten und Gezänk wäre unverantwortlich hoch. Aber genau das ist es, was vor unseren Augen aufgeführt wird.

Da ist die regierende Ampel. In ihr die grüne Partei, die sich schon Mühe gibt, Probleme anzupacken. Aber sie bringt sich durch Gemauschel in Misskredit, erarbeitet Vorlagen, die lückenhaft sind und wichtige Gesichtspunkte nicht berücksichtigen und kommuniziert die Vorschläge so schlecht, dass Leute Angst um ihre wirtschaftliche Zukunft bekommen.

Dann gibt es die FDP, die ständig so nah an der 5-Prozent-Hürde herumkrebst, dass sie sich auf Teufel-komm-raus profilieren will. Und sei es dadurch, dass sie Vorschläge kritisiert und behindert, die sie einst selbst mitgetragen hat, oder solche, die – wie das Tempolimit – die Mehrheit der Bevölkerung hinter sich hätten, nicht aber die Mehrheit der üblichen FDP-Klientel. Dass sie durch ihren Finanzminister Kontrolle über den Geldhahn hat, hilft ihr beim Behindern.

Und dann gibt es noch die SPD, die ihrer Rolle als stärkste Partei in der Ampel nicht gerecht wird, sondern häufig zuschaut, wie die anderen beiden streiten. Die oft angemahnte Richtlinienkompetenz des Kanzlers wird selten sichtbar; Scholz scheint nicht der Mann zu sein, der die Ampel zusammenhalten kann und den Streithammeln auch mal die Meinung geigt.

Tja, und dann die Oppositionspartei, die in den Umfragen zur Zeit führt, die CDU/CSU. Nun, es gehört wohl zur Rolle als Opposition, zumindest wie sie sich in den vergangenen Jahrzehnten in unserem Land eingespielt hat, dass sie an allem herummäkelt. Aber das Schema, nach dem das geschieht, ist schon ein bisschen sehr einfach gestrickt. Egal, welcher Vorschlag aus der Ampel gemacht wird, die Argumentation dagegen lautet meist:

1. Der Vorschlag ist schlecht, weil Dilettanten ihn erarbeitet haben.
2. Er ist schlecht, weil er mit heißer Nadel gestrickt, also zu wenig Sorgfalt aufgewendet wurde.
3. Natürlich hat alles viel zu lange gedauert.

Dass die Punkte 2 und 3 sich gegenseitig ausschließen, spielt offensichtlich keine Rolle. Es wird nicht besser durch das Zünden von Nebelkerzen. Gerade habe ich in den Nachrichten gelesen, wie Friedrich Merz per Twitter den Medien eine Mitschuld an den guten Umfragewerten der AfD zuwies mit den Worten: „Mit jeder gegenderten Nachrichtensendung gehen ein paarhundert Stimmen mehr zur AfD." Das ist einfach nur Populismus. Als ob es Leute radikalisieren könnte, wenn die Nachrichtensprecherin außer der männlichen auch die weibliche Form anwendet oder eine kurze Pause vor einem gedachten Binnen-I macht.

Da muss man nicht lange überlegen, warum Menschen aus Protest AfD wählen wollen. Wenn die Regierungsparteien ihre Vorschläge gegenseitig kritisieren und behindern, kann man nicht so leicht zur Überzeugung kommen, unsere Zukunft wäre da in guten Händen. Und wenn die Opposition grundsätzlich nie ein gutes Haar an den Vorschlägen lässt und, anstatt Ideen für Verbesserungen zu den Vorschlägen einzubringen, immer nur behauptet, alles sei schlecht, dann hat das Auswirkungen auf die Stimmung im Land. Wie soll man auf die Idee kommen, dass die parlamentarische Demokratie ein gutes System ist, wenn die Opposition und sogar Teile der Regierung selbst das meiste schlecht finden, was da erarbeitet wird? (Um zu erkennen, dass man mit einer Regierung aus Populisten vom Regen in die Traufe käme, muss man erst einmal so weit denken.)

Gemeinsam auf dem Weg

Nein, nicht die parlamentarische Demokratie an sich ist schlecht. Ich bin überzeugt, dass sie die beste Regierungsform ist, die bisher für große Staaten gefunden wurde. Wir brauchen nicht weniger Demokratie, wir brauchen eine bessere. Und da würde ich mir – was natürlich völlig illusorisch ist – wünschen, unsere Politiker würden einmal einen kleinen Blick auf unsere Erfahrungen als Kirche richten. Ich finde, ein bisschen etwas von unserer Idee der Synodalität wäre das, was unsere Demokratie bräuchte, um die Menschen weniger zu frustrieren.

Ich schreibe bewusst „Idee der Synodalität", denn in der Praxis sind wir natürlich als alt-katholische Kirche auch keine Gemeinschaft der Heiligen (außer vielleicht so, wie Paulus den Begriff verwendet). Ich habe Synoden erlebt, bei denen heftig gestritten oder auch getrickst wurde. Es gab solche, bei denen Minderheiten niedergestimmt wurden. Bei vielen Anträgen geht das auch nicht anders; irgendwann muss eben abgestimmt werden, und dann gilt, was die Mehrheit der Synodalen für richtig hält.

Aber zu Recht wurde hier in *Christen heute* schon oft betont, dass *synodal* „gemeinsam auf dem Weg" bedeutet. Das heißt in der Konsequenz, dass bei wichtigen Fragen nicht einfach eine Minderheit niedergestimmt werden darf. Synodalität bedeutet eine Form von Demokratie, die auf Konsens ausgerichtet ist. Das heißt, alle Seiten dürfen zu Wort kommen und werden gehört – ganz anders als die beschämenden Szenen aus dem Bundestag, der erstens bei vielen Plenarsitzungen zu zwei Dritteln leer ist, und bei dem zweitens viele Abgeordnete gelangweilt mit dem Handy spielen, weil das ja sooo uninteressant und abwegig ist, was die Gegenpartei zu sagen hat.

Nach unserem Recht können wichtige Fragen nicht einfach mit knapper Mehrheit entschieden werden, sondern sie müssen, wenn eine bestimmte Zahl an Synodalen anderer Meinung ist, auf die nächste Synode vertagt werden. Ein Beispiel: Die Zulassung von Frauen zu allen kirchlichen Ämtern bei der Synode 1994 wurde mit einer einmütigen Zustimmung von 96 Prozent beschlossen. Mit 51 zu 49 Prozent der Stimmen hätte sie nicht beschlossen werden können.

Das lässt sich vermutlich auf den Bundestag nicht einfach übertragen. Da muss eben manches auch mit knapper Mehrheit entschieden werden. Aber was ich mir wirklich wünsche für unsere Demokratie im Staat, das ist die Ausrichtung auf Konsens und die Ausrichtung auf eine gute Zukunft für die Menschen in unserem Land. Es ist doch eine Schande, wenn das wichtigste Motiv für politische Positionen und für öffentliche Äußerungen zu sein scheint, ob es Stimmen bei den Umfragen bringt oder nicht. Wir haben uns zu einem verbrecherischen Krieg richtig zu positionieren, wir haben den Klimakollaps aufzuhalten und eine Wirtschaftskrise abzuwenden! Das geht doch nur, wenn die Verantwortlichen den richtigen Weg gemeinsam suchen. Da darf es doch nicht zuerst darum gehen, wie das ankommt.

Vielleicht bin ich ja naiv. Aber ich bin ziemlich sicher, dass die Menschen es spüren und schätzen würden, wenn die Regierenden den Fokus auf die großen Fragen richten und Antworten suchen würden. Sie würden es schätzen, wenn die Opposition sicher den Finger in die Wunden legt und Schwächen benennt, wie es ihre Aufgabe ist, aber wenn sie mit Vorschlägen zur Verbesserung reagieren würde, anstatt alles mieszumachen. Ich wünsche mir weniger Fraktionszwang und mehr dem Gewissen folgende eigene Meinung. Ich wünsche mir auch einfach mehr respektvollen Umgang miteinander im Bundestag, anstatt die anderen einfach als Deppen hinzustellen.

Ob es uns passt oder nicht, wir sind ja alle gemeinsam auf dem Weg in die Zukunft. Aber es liegt an uns, ob wir den Weg schimpfend und streitend gehen oder ob wir zusammenarbeiten, damit es ein guter Weg wird, der für alle in eine gute Zukunft führt. ■

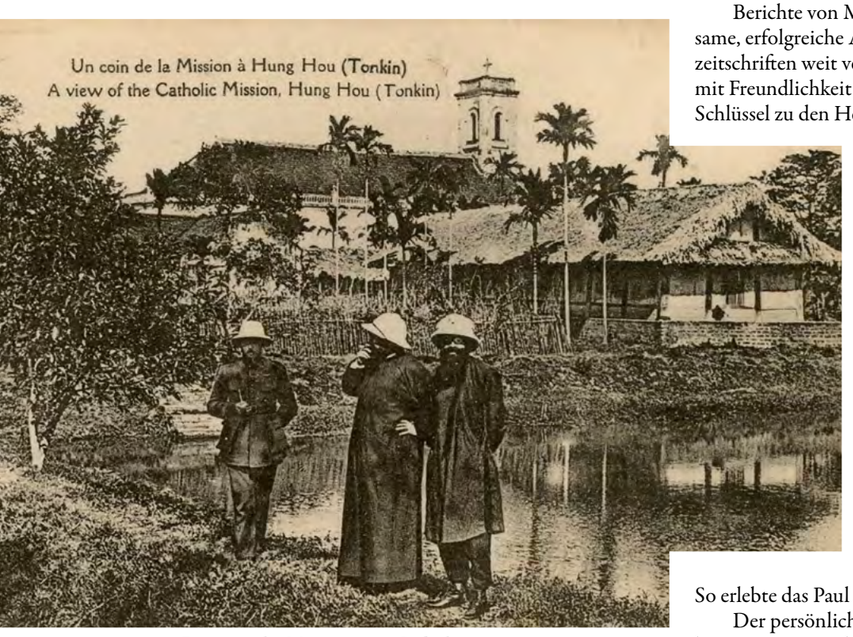
Foto von Deutschlandflagge: Michi S, Pixabay. Bild mittig: Mehr Demokratie „19_09_28_Buergerrat_Demokratie_Plenum_Abstimmung", Flickr

Foto rechts: Von Raimond Spekking. Aus Wikimedia Commons

Als Missionar unter „Heiden“

VON CHRISTIAN WEBER

Die christliche Mission scheint heute mit einigen historischen Altlasten verknüpft. Missionare waren oft Wegbegleiter, manchmal sogar Bahnbrecher für die sogenannte westliche Zivilisation in den Ländern außerhalb Europas. Die Verknüpfungen mit Kolonialismus und Imperialismus sind nicht zu leugnen. Aber wie so oft bei historischen Prozessen gibt es mehr Grautöne als Schwarz oder Weiß.



Französische Missionare in Indochina in der Pose von Eroberern

Ein Blick in die Geschichte

Zuerst stellt sich die Frage, was Europäer dazu bewogen hat, in fernen Ländern mit ihnen fremden Kulturen wirken zu wollen. In ihren Herkunftsländern stießen sie oft auf Unverständnis. Höchstens Abenteurertum wurde noch positiv gesehen. Warum die Heimat und die Familie für lange Jahre verlassen? Darauf gab Friedrich Fabri 1879 folgende Antwort:

> *Jede Missionstätigkeit wurzelt zunächst in einem positiven religiösen Triebe. Wer diesen nicht teilt, wer die Kraft und Bedeutung des Evangeliums nicht kennt,* [...] *dem ist natürlich dieser religiöse Trieb, fremde Völker zu christianisieren, unfassbar, und jede seiner Lebensäußerungen wird ihm ein Anstoß und Ärgernis sein.*

Eine positive Motivation, anderen Völkern das Evangelium zu bringen, liegt im Gleichwertigkeitsgedanken:

> *Sie sind unsere Brüder, nach Gottes Bild geschaffen wie wir, mit einer Seele begabt, welche nach dem ewigen Leben dürstet wie wir, durch das am Kreuze vergossene Blut des Sohnes Gottes erkauft und erlöst, wie wir.*

So formulierte es 1867 ein Herr Städelen in einem seiner Missionswerbevorträge.

Berichte von Missionaren, die eine, wenn auch mühsame, erfolgreiche Arbeit leisteten, wurden über Missionszeitschriften weit verbreitet. Die eigene Offenheit gepaart mit Freundlichkeit gegenüber dem Menschen war der Schlüssel zu den Herzen von indigenen Bewohnerinnen und Bewohnern. Bei anderen sogenannten Hochkulturen gestaltete sich die Mission oft viel schwieriger. Oft denken wir beim Thema Mission an heiße Länder. Aber auch der hohe kalte Norden wurde von den Missionaren besucht:

> *Die Eskimo kamen mir sehr freundlich entgegen, freuten sich über mein Kommen und zeigten sich recht gelehrig und fleißig. Ihr Verlangen nach Unterricht war so groß, dass sie sich´s alle Mühe kosten ließen, um Lesen zu lernen. Mit der größten Aufmerksamkeit lauschen sie auf Gottes Wort.*

So erlebte das Paul Steiner und beschrieb es 1895.

Der persönliche Blickwinkel des Missionars bestimmte wesentlich die eigenen Werturteile über die Missionsvölker: Wilhelm Schneider beschrieb die Folgen 1885 so:

> *Im Übrigen kann es keine größere Verschiedenheit der Urteile geben, als wir in den Berichten von Missionaren und Reisenden über den Charakter und die Gemütsart der Naturvölker antreffen. Die einen schildern dieselben als arglos, ehrlich, anhänglich, friedfertig, dankbar; die andern als tückisch, diebisch, verräterisch, grausam und herzlos. Auch über einen und denselben Stamm sind die widersprechendsten Urteile gefällt worden.*

Ein Missionar berichtete den Daheimgebliebenen

Beispielhaft für ein deutsches Missionarsleben im 19. Jahrhundert schildere ich nun das Leben des Missionars Wilhelm Posselt (1815-1885), der durch Publikationen damals in Deutschland sehr bekannt war. Das Buch *Wilhelm Posselt, der Kaffern-Missionar. Ein Lebensbild aus der südafrikanischen Mission. Von dem Missionar selbst beschrieben und nach seinen Jahresberichten ergänzt* erschien in mehreren Auflagen posthum und sollte die Begeisterung für den Missionsgedanken unter der Jugend steigern. Alle folgenden Zitate stammen aus diesem Buch.

Posselt wurde in einem kleinen Ort in der Neumark (früher ein Teil der preußischen Provinz Brandenburg, heute in Polen) geboren. Sein Vater war Dorfschullehrer und seine Mutter kam aus einer pommerschen Bauernfamilie. Er wuchs in einfachen Verhältnissen auf. Seine Religion war familiär geprägt evangelisch. Sein Wunsch war schon sehr früh, Theologie zu studieren. Das Geld dafür konnte die Familie aber nicht aufbringen. Schon mit 17 Jahren wurde er in einem anderen märkischen Dorf als Hilfslehrer und Kantor angestellt. Er besuchte dann das Lehrerseminar in Neuzelle nahe der Oder, heute ein Ort mit einem revitalisierten Kloster der Zisterzienser. Die Ausbildung ermöglichte ihm dann, nach einer weiteren Schulung, Missionar zu werden. Sein Jugendtraum ging in Erfüllung.

Es gab Missionare, die sehr erfolgreich das Christentum verbreiteten, sich vor allem den Kindern zuwandten. Die Inuit sind heute eines der christlichsten Völker der Erde

Weiter als bis nach Berlin war er noch nicht in der Welt herumgekommen, bevor er per Schiff nach Südafrika gebracht wurde. Neben seiner Missionarstätigkeit betreute er später auch holländische und deutsche Siedler. Damit hatte er weit mehr Erfolg als mit der Missionierung der Indigenen.

Nach seiner Ankunft in Afrika merkte Posselt sehr schnell, dass ohne die Beherrschung der Stammessprachen nicht an eine Mission zu denken war. Heute bereiten sich die Missionare meist schon vorher sprachlich auf ihren Einsatz im Ausland vor. Dazu kommt oft noch der Vorteil, der früher nicht vorhanden war, dass etliche Angehörige indigener Völker europäische Verkehrssprachen beherrschen.

Eine weitere Schwierigkeit lag und liegt in der Verwendung westlicher Begriffe für religiöse Inhalte, die anders konnotiert sind. Versuchen Sie mal hier in Deutschland einem religionsfernen Menschen Begriffe wie Gottesreich, Erlösung, Gnade, Heiligkeit usw. zu erklären. Da müssen sie weit ausholen, wenn es ihnen nicht gelingt, eine verständliche Metapher zu finden, die der oder die andere dann vermeintlich auch eins zu eins versteht.

Posselt hatte in Südafrika subjektiv den Eindruck von Religionslosigkeit bei den Indigenen:

> *Die Kaffern haben keinen Gott noch Götzen, weder Tempel noch Altar, weder Opfer noch irgendeine Religion. Sie sind sehr abergläubisch und fürchten sich am meisten vor den Zauberern und dem Tode.*

Das stolze Volk der Xhosa, früher hauptsächlich als Viehzüchter lebend, wurde damals „Kaffern“ genannt. Die Sprachwissenschaftler leiten es meist vom Wort „Kafir“, muslimisch für „Ungläubige“ ab.

Sein Missionarsein sah Posselt als sehr schwierige Aufgabe:

> *Unter einem Boten des Evangeliums bei wilden, nackten, schwarzen Kaffern muss man sich nicht einen Mann denken, der, gekleidet wie ein Geistlicher, mit der Bibel in der Hand, den ganzen Tag zu predigen ausgeht. Auf diese Weise würde er weder einen Eingang bei den vertierten Barbaren finden, noch selbst bestehen können. So fern der Morgen vom Abend ist, so fern sind die Gedanken der rohen Heiden von der Predigt des göttlichen Wortes, namentlich von der des Kreuzes Christi. Und was die Sorge für seinen Leib und für die Haushaltung betrifft, so fällt sie dem Missionar selbst zu, denn der Wilde tut für ihn noch weniger als für seinen Hund.*

Für heutige gebildete Ohren ist das Rassismus pur. Welch eine negativ-wütende Haltung gegenüber ihm anvertrauten Menschen! Rassistische Vorstellungen verstellen in starkem Maße ein christliches Menschenbild.

Andererseits begrüßte Posselt die Strukturen der vorgefundenen hierarchischen Gesellschaft als Missionsvorteil:

> *An ihren Fürsten hängen sie so, wie die Bienen an ihrer Königin. Ohne ein Oberhaupt kann der Kaffer kaum leben, und die Bekehrten treiben ihren Lehrer dazu, daß er ihr Regent sei, in dessen Entscheidung sie sich willig fügen. In dieser Beziehung ist eine christliche Kaffergemeinde viel leichter zu regieren als die Weißen, wo beinahe jeder auf seinen Kopf besteht und stets fürchtet, sein Recht möchte ihm geschmälert werden.*

Seine eigenen Erwartungen, die er in Deutschland hinsichtlich des Missionarslebens hatte, wurden arg enttäuscht:

Hatte ich mich die Woche über müde gearbeitet und sah dann diese Wilden des Sonntags vor mir sitzen, die völlige Abgestumpftheit gegen alles Göttliche, nebst Spott und den tierischen Lüsten auf ihren schwarzen Gesichtern, so verging mir zuweilen alle Lust am Predigen. Die jungen, hitzigen Prediger, welche nicht nur sich gern hören lassen, sondern auch gern selbst hören, sollte man die Kanzel vor einer Versammlung solcher Zuhörer besteigen lassen. Da ist nichts, was den Verkündiger des göttlichen Wortes hebt und seiner Schwachheit zu Hilfe kommt.

Das Exerzitien- und Gästehaus des Karmelordens, der auf Teresa von Avila und Johannes vom Kreuz zurückgeht, in Birkenwerder. Es liegt zwischen einer Landgemeinde und einem Wald, der zum Spaziergang einlädt

Durch bewusste Manipulationen wollte er zum „Missionserfolg“ kommen:

> *Durch ein freundliches, liebevolles Wesen muss ein Missionar die Wilden an sich fesseln und dem Evangelium den Eingang in die Herzen anbahnen. Nichts stößt sie mehr vor den Kopf, als Leidenschaftlichkeit und unfreundliches Wesen. Mit Liebe in Gebärden, Wort und Tat habe ich manchen tollköpfigen Wilden nicht allein überwunden, sondern auch beschämt und an mich gezogen. Ein Missionar muß für diese Nation von ungezogenen Schlingeln ein warmes Herz bewahren, gleichwie der Herr Jesus ein Herz voll Liebe für uns Sünder hat.*

Welch ein Zynismus. Das, was er den Indigenen predigte und vorlebte, war sicher keine von Gott inspirierte Liebe. Er verbarg bewusst seine negative Haltung hinter einem freundlich getarnten Wesen. Ich habe in diesem Artikel bewusst markante Textpassagen eines frühen Missionars verwendet. Sonst käme eventuell der Verdacht auf, ich würde übertreiben. Jetzt mache ich einen gewaltigen Sprung in unsere Zeit.

Mission im „Heidengebiet“ 2023

Die Region mit der größten Religionsferne auf der ganzen Welt ist heute Ostdeutschland. Das Christentum ist hier so dünn verbreitet, dass man überhaupt nicht mehr von Volkskirchen sprechen kann. Christinnen und Christen sind hier so etwas wie „Exoten“. Wenn das kein Missionsgebiet ist!

Es gibt hier seit Ende der 1980-er Jahre ein Karmelkloster, in dem drei Brüder leben und wirken. Den Leiter des Exerzitienhauses, Pater Reinhard Körner, kenne ich seit 2006. Er hat Philosophie und Theologie in Erfurt studiert und ist ordinierter Priester. Aufgewachsen ist er im äußersten Zipfel Südostdeutschlands. Dr. Körner schreibt für Christen und andere Gottesmenschen prägnante und verständliche Bücher mit großem Tiefgang. Er hat sich die Ökumene zum Ziel gemacht: die zwischen den Christinnen und Christen aller Kirchen, dann auch die zwischen allen Religionen der Welt und drittens gerade an diesem Ort die erst in Ansätzen geformte Ökumene zwischen allen Menschen, egal ob mit oder ohne Religion. Genauso hat sich das wohl Jesus vorgestellt und so auch praktiziert.

So klar, hell und schlicht wie die Klosterkirche wirkt, so sind auch die Eucharistiefeiern und die Predigten

Der Pater ist ein echter Missionar der Liebe Gottes, ohne ein Heiliger sein zu wollen. Hier in Birkenwerder unweit von Berlin (sogar mit S-Bahnanschluss) kann man zu karmelitanischen Exerzitien, zu Besinnungstagen und auch zu Seminaren kommen. Hier treffen Katholiken, Evangelische, ausgetretene Christen und interessierte Religionslose zusammen. Das Miteinanderreden, Zuhören und manchmal auch Miteinandersprechen sowie das gemeinsame Feiern der Eucharistie können den Blick weiten, die Wurzeln stärken und Gott spüren lassen. Ich sage immer: „Hier hat Gott eine Standleitung mit Flatrate.“ Für mich ist es ganz persönlich der Ort, an dem mir die Tür zu Gott aufging und meine vorher diffuse Spiritualität eine christliche Ausrichtung bekam. ■

„Ich weiß, dass ich nichts weiß!“

Oder: Wir werden immer blöder dank Künstlicher Intelligenz

KASSANDRARUFE VON FRANCINE SCHWERTFEGER

KI – DIE ABKÜRZUNG FÜR *Künstliche Intelligenz* – lässt Hoffnungen aufkeimen und ist Schreckgespenst zugleich. Wir denken nicht mehr, wir lassen denken. Ein neuer „Zauberlehrling“ namens *ChatGPT* braucht von faulen Schülern nur ein paar Stichpunkte, und das Programm spuckt einen mehr oder weniger formschönen Text aus, verwurstet dabei alles, was das Internet zum Thema aufzubieten hat. Das können kluge Erkenntnisse, aber auch bösartig gestreute Falschmeldungen sein, die eine KI als bare Münze abbildet und die sich dann verselbständigen. Von Hand schreiben kann auch bald niemand mehr, das erledigt ja das Team von Computer und KI viel ordentlicher in Schrifttype *Times New Roman* oder *Arial*.

Wenn genügend Interessenparteien ihren Senf ins Internet eingespeist haben, wird bei dem, was die KI zusammensammelt, niemand mehr wissen, was Wahrheit ist und was Lüge. Und niemand wird mehr Lust haben, sich dieser Frage überhaupt zu widmen, denn auch das kann ja eine KI für uns entscheiden. Warum noch selber die Gehirnwindungen ölen, wenn man auf Knopfdruck alles vorgekaut bekommt?! Die Hoffnung ist, dass KI uns lästige Arbeit abnimmt; die Furcht aber, dass Menschen vom Arbeitsplatz verdrängt und KI zur Manipulation der Massen eingesetzt werden kann.

Legendenbildung zufolge sollen sich bereits die ersten in „ihre“ KI verliebt haben, so berichtete es *Die Zeit* (13. April 2023). Kann es schöneres geben, als morgens im Altenheim im Stile Shakespeares geweckt zu werden:

> *Entweder leb' ich,*
> *dir die Grabschrift*
> *zu ersinnen,*
> *oder du dauerst noch,*
> *wenn Moder mich verzehrt.*
> *Dein Angedenken rafft*
> *kein Tod von hinnen,*
> *Wenn auch von mir*
> *kein Lebender mehr hört...*
> Shakespeare, aus Sonett 81

Welch ein Tag könnte erfrischender beginnen als so! Bildung rieselt auf uns hernieder, wenn wir in der Alten- und Krankenpflege keine menschlichen Helferlein mehr vorfinden, sondern kosten- und zeit- und personalsparend von mechanischen Greifarmen ins Bett gebracht und das Essen angereicht bekommen. Zwar heißt es in irgendeinem alten Schinken: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“, aber Rinderkraftbrühe und Ovid aus dem Automaten tun's da sicher auch. Die Depressionen der Einsamkeit behandelt dann das Computerprogramm mit der Stimme von Eugen Drewermann & Co..

Wenn man bei den von KI zusammengestoppelten Textbausteinen sowieso nicht mehr sagen kann, wer die Informationen im Guten wie im Schlechten (sprich: manipulativen) Sinne eingespeist hat, dienen Zeitung und TV nur noch dem *-tainment*, das *Info-* können wir nicht mehr garantieren.

Aber wer seine Zeit vergeuden will, findet es sicher noch unterhaltsam zu rätseln, ob die Fotos, die die Nachrichtenagenturen aus aller Welt erhalten und verbreiten sollen, digital von der KI auf Kommando zusammengebastelt wurden, während sich die Fotografen lieber nochmal eine Runde im Bett umdrehten, oder ob da wirklich noch ein Kriegsberichterstatter sein Leben aufs Spiel gesetzt hat, um uns die Realität nahe zu bringen.

Ob Joe Biden verstorben oder der chinesische Machthaber von uns gegangen ist – wer will das beschwören, der nicht einen Blick in ihren offenen Sarg werfen durfte?! Sie können ja um der Staatsstabilität willen noch ein paar Jahre länger per *Photoshop* und digital erstellten Videokonferenzen an Kongressen teilnehmen. Joe Biden, der bald gefühlt hundertzehn Jahre alt sein müsste, telefoniert fröhlich mit unserer Außenministerin (*„Hello again“*), und sie reden putzmunter eine halbe Stunde über die Weltlage, nur um die Baerbock hinterher zweifeln zu lassen, ob es wirklich der gute alte Joe war, oder ob eine KI sie zum Narren gehalten hat. Was uns selbst natürlich genauso gehen kann, wenn die KI für den beliebten Enkeltrick die Stimme der Enkelin aus *YouTube-Chats* zu einem herzzerreißenden Hilferuf formatiert hat.

„Ich weiß, dass ich nichts weiß“, mit diesem weisen Ausspruch des Sokrates tanzen wir künftig vereint den Reigen der Seligen. Oder: „Was ist Wahrheit?“ Wir wissen es bald noch weniger als einst Pilatus, aber wäscht seine Hände daher auch in Unschuld, wer den Verstand ab- und einen Roboter einschaltet?

Wieder gaukelt uns die Ära KI eine bessere Zeitausnutzung vor (Stichwort „Wörk-Laif-Bälänz“), doch auch nach Erfindung von Waschmaschine, Rasenmähroboter und Alexa reagiert die Menschheit immer genervter. Künftig muss sie jetzt auch noch alles selbst überprüfen, weil sie sich auf keine Information mehr verlassen kann. Ob die Unternehmens-Coach Pascale Fahrni [sie wird ausgewiesen als „Expertin für souveräne Gelassenheit“] bald mehr Zulauf bekommt? Sie wirbt mit dem Spruch: „Gelassen leben statt souverän zweifeln.“ Wenn wir uns auf uns selbst besinnen, braucht es nicht einmal ihr teures Seminar dazu. ■

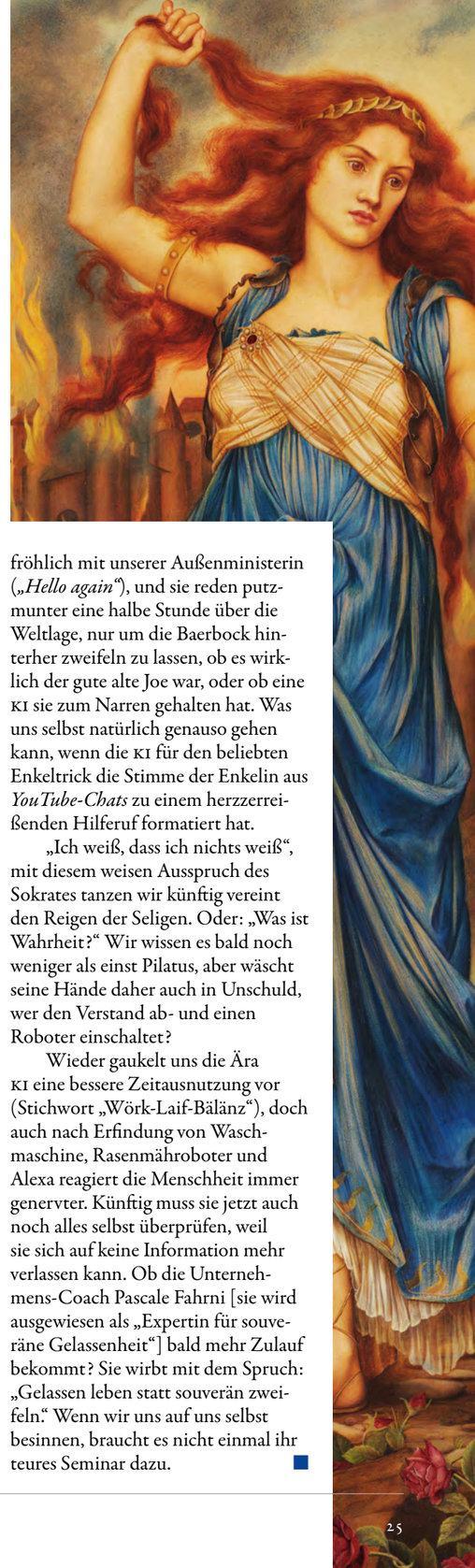


Bild rechts: Kassandra aus den griechischen Sagen. Von Apollon bekam sie die Gabe der Weissagung. Als sie seine Avancen zurückwies, verfluchte er sie, auf dass niemand ihr glaubte. Malerei von Evelyn De Morgan (1855–1919). Aus Wikimedia Commons

Notstand macht erfinderisch

Vor 150 Jahren entstand ein katholisches Bistum für die Alt-Katholikinnen und Alt-Katholiken

VON ANGELA BERLIS

Dr. Angela Berlis ist Professorin für Geschichte des Alt-Katholizismus und Allgemeine Kirchengeschichte und Direktorin des Instituts für Christkatholische Theologie der Universität Bern

Die meisten alt-katholikinnen und alt-Katholiken sind sich bewusst, dass das alt-katholische Bistum in diesem Jahr 150 Jahre besteht. Doch: Wie entsteht ein Bistum?

Die alt-katholische Bewegung formierte sich während und nach dem Ersten Vatikanischen Konzil (1869/70) als Protestbewegung, indem Katholikinnen und Katholiken sich an verschiedenen Orten zu Vereinen bzw. zu Gemeinde(kerne)n zusammenschlossen und katholische Professoren Stellungnahmen verfassten, die bei Zusammenkünften und in der Presse diskutiert wurden.

Schon bald bildeten sich überlokale „Zentralkomitees" in München und in Köln. Bei den ersten drei Kongressen dieser Katholiken in München (1871), Köln (1872) und Konstanz (1873) verständigte man sich programmatisch auf die kirchliche und theologische Ausrichtung der alt-katholischen Bewegung als Reformbewegung und stellte damit die Weichen für die pastorale Organisation, aber auch für die ökumenische Ausrichtung.

Hatten die protestierenden Alt-Katholiken und Alt-Katholikinnen anfangs gehofft, dass sich auch Bischöfe dem Protest anschließen würden, die beim Ersten Vatikanum zur Minderheit gehört hatten, so wurde es im Laufe des Jahres 1871 immer deutlicher, dass dies nicht der Fall sein würde. So hatte etwa Johann Friedrich in München bereits im März 1871 den kroatischen Bischof Stroßmayer angefragt, dieser lehnte jedoch wegen der schwierigen politischen Lage in seinem Bistum Djakovo ab.

Ein Missionsbischof zur Linderung des Notstands?

Der Münchener Kongress von 1871 stellte fest, dass Alt-Katholiken angesichts des pastoralen Notstands berechtigt seien, „zur Vornahme bischöflicher Funktionen fremde Bischöfe anzugehen", und in Zukunft möglicherweise auch darauf hinzuwirken, „eine regelmäßige bischöfliche Jurisdiktion" herzustellen. Ersteres geschah, indem der Erzbischof von Utrecht, Henricus Loos, im Juli 1872 nach Bayern (inkl. Oberpfalz) eingeladen wurde und dort an verschiedenen Orten firmte und weitere Sakramente spendete. Das war eine große Hilfe: Denn an vielen Orten wurden Katholiken und Katholikinnen, die die Papstdogmen nicht anerkannten, die Sakramente verweigert. Der Erzbischof verstand dies tatsächlich als *außerordentliche* Hilfe in der Not.

Der *Spiritus rector* der alt-katholischen Bewegung, Ignaz von Döllinger, äußerte sich beim Kongress 1871 und danach ähnlich: Er könne sich einen alt-katholischen Bischof im Sinne eines „Missionsbischofs" vorstellen – ähnlich wie etwa Eusebius von Samosata in der arianischen Zeit verkleidet durch die Lande gereist sei und Linderung der sakramentalen und pastoralen Not gebracht habe. Doch Döllinger wehrte sich dagegen, dass bestehende römisch-katholische Bistümer infolge des Ersten Vatikanums einfach als erledigt angesehen würden. Die Kirche in der Zeit der arianischen Verfolgung wurde damit als Präzedenzfall eines „Notstandes" für die Situation der Alt-Katholiken angesehen. Döllinger war nach reiflicher Überlegung zur Überzeugung gelangt, „daß ohne einen Bischof die Genossenschaft, welche von der Lüge u. falschen Lehre sich freihalten will, auf die Dauer sich nicht werde halten können". Es brauche einen „lebendigen Mittelpunkt", wie er am 5. Mai 1873 an Betty von Droste schrieb, weil sonst „allzuviel Willkür und Zerfahrenheit" einreißen würden.

Die Bischofsfrage war theologisch zentral, denn die Alt-Katholikinnen und Alt-Katholiken verstanden (und verstehen) sich als „katholisch" – und dazu gehört nun mal ein Bischof! So setzte der zweite Kongress in Köln im September 1872 eine „Bischofskommission" ein, die die Möglichkeiten in verschiedene Richtungen erkunden sollte. Deren Vorsitzender Johann Friedrich von Schulte begründete das Recht, einen Bischof zu wählen, mit guten kirchenrechtlichen Argumenten.

Im Hinblick auf die Stellung und die Aufgaben eines alt-katholischen Bischofs sollte das kanonische Recht – mit einigen wesentlichen Einschränkungen – die Grundlage bilden. Eine solche Einschränkung war, dass ein Bischof keinen Pfarrer einsetze, der nicht von einer Gemeinde gewählt worden sei. Die Kommission beriet auch über die Frage, ob ein Bischof für das gesamte Deutsche Reich ausreiche oder zwei gewählt werden sollten (Döllinger sprach sich für einen einzigen Bischof aus).

Nach solchen grundsätzlichen Abklärungen über das Verständnis des Bischofsamts trat J. F. von Schulte in Verhandlungen mit mehreren deutschen Regierungen im Hinblick auf die Anerkennung eines zu wählenden Bischofs und seine finanzielle Unterstützung (Dotation) durch den Staat. Er stattete dazu sogar Fürst Otto von Bismarck in Berlin einen geheimen Besuch ab, der ihn zuversichtlich sein ließ, dass staatliche Anerkennung und finanzielle Unterstützung gesichert seien.

Wer weiht den alt-katholischen Bischof?

Eine weitere wichtige Frage vorab war, welcher Bischof bereit sein würde, einen Bischof für die Alt-Katholikinnen und Alt-Katholiken zu weihen. Wie bereits erwähnt, gab es verschiedene Vorstöße dazu. Kritisch äußerte Philosophieprofessor Peter Knoodt in Bonn, man solle lieber keinen „von den alten Knaben" bitten. Denn er befürchtete, dass ein solcher Bischof zwar einen Bischof für die Alt-Katholiken weihen, aber möglicherweise die angedachten Reformen nicht mittragen würde. Deshalb war Knoodt anfangs gegen eine zu enge Verbindung mit der „Bischöflichen Klerisei", die sich später Alt-Katholische Kirche der Niederlande nannte.

Es gab eine weitere Option: Das Kölner Zentralkomitee war seit 1871 mit armenischen Katholiken im Osmanischen Reich in Kontakt getreten. Diese waren mit Rom uniert, doch war es 1867 zu einem gravierenden Konflikt gekommen, der während des Ersten Vatikanums eskalierte; erst Anfang der 1880er Jahre wurde das Schisma zwischen Rom und den armenischen Katholiken schließlich beigelegt. Die „altkatholischen Armenier", wie sie in der Kirchenpresse genannt wurden, brauchten länger für ihre Entscheidung. Ihre Antwort (sie entschieden sich gegen eine Weihe des deutschen Bischofs durch einen armenischen Bischof) traf zudem erst Mitte August 1873 ein. Da hatte die Weihe bereits stattgefunden. Die freundschaftlichen Kontakte zwischen Alt-Katholiken und Armeniern blieben übrigens weiterbestehen.

Von Schulte richtete Anfang Februar 1873 ein Schreiben an Erzbischof Loos, der nach Befragung der niederländischen Geistlichkeit zusagte. Dort hatte es durchaus auch kritische Stimmen gegeben. Loos stellte zur Bedingung, dass der zu Wählende nicht auf einen der bestehenden deutschen Bischofssitze geweiht werden solle. (Hier ähnelten sich also Döllingers Sicht und die von Loos: Beide wollten nicht „Altar gegen Altar" stellen und damit die Situation weiter polarisieren).

Die Herstellung einer bischöflich-synodalen Struktur

Nach den erfolgreichen Abklärungen legte die Bischofskommission den 4. Juni 1873 als Wahldatum fest. 56 Laien und 21 Priester nahmen in der Frankenkapelle bei St. Pantaleon zu Köln die Wahl vor. Als Kandidaten waren davor u. a. der Bonner Professor Franz Heinrich Reusch, die Münchner Professoren Johann Friedrich und Ignaz von Döllinger und der Kölner Pfarrer Wilhelm Tangermann im Gespräch gewesen. Auf den in Breslau lehrenden Professor Joseph Hubert Reinkens, einen der aktivsten Gelehrten der alt-katholischen Bewegung, entfielen 69 Stimmen.

Widerstrebend nahm der Gewählte die Wahl an, woraufhin die Versammlung das nach der Wahlordnung vorgeschriebene Gelöbnis ablegte, auf den Wunsch des Gewählten ihm jedoch nicht „Gehorsam", sondern „Liebe" schwor.

Am Tag vor der Bischofswahl hatte die Versammlung die „Provisorischen Bestimmungen" angenommen, die vorläufige rechtliche Grundlage für das sich konstituierende Kirchenwesen (die Synodal- und Gemeindeordnung wurde beim dritten Kongress in Konstanz im Herbst 1873 beraten und von der ersten Synode 1874 in Kraft gesetzt). Aufgrund dieser Provisorischen Bestimmungen wurden am 4. Juni nicht nur der erste Bischof, sondern auch die erste Synodalvertretung gewählt, die dem Bischof in der Leitung des Bistums zur Seite steht. Damit war eine bischöflich-synodale Struktur für ein neues katholisches Bistum für die Alt-Katholikinnen und Alt-Katholiken im Deutschen Reich hergestellt.

Ein neues Hindernis

Während in Köln gewählt wurde, lag in Utrecht Erzbischof Loos im Sterben. Die sogenannten „Ultramontanen" (also diejenigen Katholiken, die sich auf jenseits der Berge, nach Rom, ausrichteten) betrachteten seinen Tod als Gottesurteil über die alt-katholische Bewegung. Die Alt-Katholiken mussten – wie der neue Vorsitzende der Synodalvertretung, Johann Friedrich von Schulte, festhielt – neu in Verhandlungen mit der *Bischöflichen Klerisei* treten. Denn diese Kirche war damals innerlich völlig zerstritten. Die Verhandlungen mussten nun neu mit den ehemaligen Kritikern von Loos geführt werden.

Nachdem bei einem persönlichen Besuch des gewählten Bischofs Reinkens unter Begleitung der Professoren Reusch, Knoodt und von Schulte bei dem einzig verbliebenen niederländischen Bischof Hermanus Heykamp von Deventer, „alle Punkte in's Reine" gebracht werden konnten, stand der Weihe nichts mehr im Weg. Bischof Heykamp erteilte am 11. August nicht nur Joseph Hubert Reinkens, sondern auch dem neuen Bischof von Haarlem, Casparus Johannes Rinkel, die Bischofsweihe. Die Weiheurkunde für Bischof Reinkens ist von den Bischöfen Heykamp, Reinkens und Rinkel sowie durch die Professoren Langen und Reusch der Bonner Katholisch-Theologischen Fakultät und insgesamt 24 Laien aus Bonn, Köln, Krefeld, Uerdingen, Emmerich und Hagen unterzeichnet. Ein paar weitere anwesende Personen – unter ihnen Prof. Knoodt und ein Kaplan aus Köln – hatten offensichtlich aus Zeitgründen nicht unterschrieben.

Die Verbindung zur *Bischöflichen Klerisei* blieb zunächst relativ locker; sie kühlte sich für eine gewisse Zeit ab, als die deutsche Synode im Jahr 1878 die Geistlichen vom Pflichtzölibat freistellte. Im Jahr 1889 begründeten die drei niederländischen Bischöfe, der deutsche und der schweizerische Bischof die *Utrechter Union* und besiegelten damit die Kirchengemeinschaft untereinander.

Not macht erfinderisch

Aus heutiger Sicht ist es faszinierend, wie zielorientiert und rasch die Alt-Katholiken ab einem gewissen Punkt auf die Einrichtung eines eigenen Bistums für die Alt-Katholikinnen und Alt-Katholiken hinarbeiteten. Dieses Bistum sollte Ausdruck der Katholizität und zugleich bischöflich-synodal ausgerichtet sein. Es war altkirchlich orientiert und zugleich höchst modern verfasst.

Das neue Bistum verstand sich in mehrfacher Beziehung als „Notkirche": Aus einer in den Augen vieler Katholikinnen und Katholiken völlig unnötigen Entwicklung in der römisch-katholischen Kirche heraus geboren, sollte es der Linderung der pastoral-kirchlichen Not dienen, verstand sich aber zugleich auch als Gegenmodell zu einer zentralistisch geführten Papstkirche und damit als Zeichen der Hoffnung auf eine umfassende Reform der Kirche entlang der frühen Kirche als Richtschnur.

Dieses in mehrfacher Weise dynamische Verständnis sollte unter heutigen veränderten Zeitumständen und Herausforderungen nicht vergessen oder vorschnell aufgegeben werden. Denn vielleicht braucht es heute wieder eher „Zelte" inmitten der Menschen als festgemeißelte Kirchentümer. Not macht erfinderisch, heißt es – betrachten wir sie als Teil unseres Auftrags, wie wir Kirche sind und sein wollen. ■

Bild: Porträt vom ersten deutschen alt-katholischen Bischof Joseph Hubert Reinkens noch als Professor

Lebens-Farben-Künstler:in sein

VON CHRISTINE RUDERSHAUSEN

Das Alltagsgrau bunt anmalen
und den Widrigkeiten eine neue Farbe

Den Staub auf der Seele wegpusten
und bunte Hoffnungsschimmer

Den blauen Himmel auf die Erde holen
und darin mich baden

Das Gelb der Sonne herbeizoomen
und ihre Wärme auf meiner Haut spüren

Das Grün der Bäume und Sträucher in mich aufsaugen
und aus der Grünkraft leben

Die bunten Früchte des Sommers auf der Zunge schmecken
und genüsslich verdauen

Den leuchtenden Sternenhimmel in dunkler Nacht genießen
und den Sternschnuppen hinterherwünschen

Und nicht zuletzt:
Heiliges Gold in meinen Alltag malen.

Hintergrundbild: Pexels

Philippinen

Neuer *Obispo maximo*

Am 9. Mai hat die *Iglesia Filipina Independiente*, die unabhängige Kirche der Philippinen, auf ihrer 15. Generalversammlung ihren neuen leitenden Bischof, den *Obispo maximo*, gewählt. Es ist der bisherige Generalsekretär Bischof **Joel Porlares**. Er ist für sieben Jahre in das Amt gewählt und kehrt danach wieder in eine Diözese als Diözesanbischof zurück. ■

Infoabend alt-katholische Theologie

Haben Sie Interesse am Masterstudium „Alt-Katholische und Ökumenische Theologie"? Möchten Sie Studierende und Lehrende des Alt-Katholischen Seminars kennenlernen? Sind Sie neugierig auf Einblicke in Geschichte und Gegenwart der alt-katholischen Kirche? Wollen Sie mehr über Berufsaussichten im alt-katholischen und ökumenischen Umfeld erfahren? Dann sind Sie herzlich zum Infoabend am Donnerstag, den 6. Juli, um 18.30 Uhr eingeladen. Die Veranstaltung findet online statt, eine Anmeldung ist unter infoak@uni-bonn.de möglich. ■

Mitgliederzahlen gestiegen

Der Vergleich der Seelsorgeberichte der Gemeinden aus den Jahren 2021 und 2022 weist ein Wachstum der Mitgliederzahlen des Bistums um insgesamt 540 Mitglieder aus; das Bistum hat damit nunmehr 15.396 Mitglieder. Vor allem in den Großstädten konnte dabei ein überdurchschnittliches Wachstum verzeichnet werden. Allerdings gab es auch einige Gemeinden, deren Mitgliederzahlen im Vergleich zum Vorjahr zurückgingen.

Die Zahl der Beitritte erreichte im Vergleich zum Vorjahr, in dem sich 386 Personen der alt-katholischen Kirche angeschlossen hatten, mit 440 einen Höchststand. Allerdings wuchs auch die Zahl der Austritte von im Vorjahr 164 auf 238 Personen. Bei den Austritten werden allerdings auch Menschen mitgezählt, die versehentlich in den Meldedaten als „alt-katholisch" geführt wurden und dies korrigieren ließen. Die weiteren Veränderungen in den Mitgliederzahlen erklären sich aus Taufen und Sterbefällen sowie Zuzügen in das Meldegebiet bzw. Wegzügen ins Ausland. ■

Dresden

Ökumene einmal ganz anders

Auf Einladung der anthroposophischen *Christengemeinschaft* hielt Pater **Hubert Michael Schweizer** vom alt-katholischen Zweig des *Ordens von Port-Royal - Congregatio Divini Salvatoris e. V.* einen Vortrag in der Dresdener Johanneskirche. Im Rahmen der wissenschaftlichen Donnerstagsvorträge sprach der ehrenamtliche Priester in der Gemeinde Dresden Anfang Mai über „Das Wirken des Heiligen Geistes in der Evolution – Maria Sophia in der Bibel – Der göttliche Logos in Raum und Zeit und Ewigkeit". Er interpretierte die Schöpfungserzählungen der Genesis und den Beginn des Prologs im Johannesevangelium, berücksichtigte dabei sprachwissenschaftliche Erkenntnisse, verwies auf Homilien von Johannes Chrysostomus und arbeitete mit eigenen Meditationssätzen. So versuchte er zu verdeutlichen: Biblische Schöpfungsgeschichte und biologische Evolutionslehre, Mythologie und Naturwissenschaft sowie Glaube und Vernunft gehen zusammen! ■

Eine ernüchternde Antwort aus Rom

Stellungnahme des Dikasteriums für die Glaubenslehre zum Internationalen Römisch-katholisch – Alt-katholischen Dialog

VON ADRIAN SUTER

Die ökumenischen Beziehungen zwischen der alt-katholischen und der römisch-katholischen Kirche sind durch die Geschichte der Trennung belastet. Umso erfreulicher ist, dass die Internationale Römisch-katholisch – Alt-katholische Dialogkommission (IRAD) über viele Streitfragen eine Verständigung erzielen konnte. Ihre beiden Berichte 2009 und 2016 gaben Anlass zu Hoffnung. Jetzt ist die – leider sehr ernüchternde – Antwort aus dem Vatikan eingetroffen.

„Kirche und Kirchengemeinschaft" – diesen Titel tragen die beiden Berichte zum internationalen römisch-katholisch – alt-katholischen Dialog. In sorgfältiger ökumenischer Diskussion hatte die Dialogkommission ein gemeinsames Verständnis davon entworfen, wie Kirche als Gemeinschaft von Ortskirchen funktioniert, wie Kirchen miteinander in Gemeinschaft stehen und welche Rolle in einer weltweiten Gemeinschaft von Kirchen dem Papst zukommt.

In ihrem Bericht war die IRAD zum Schluss gekommen, dass römisch-katholische und alt-katholische Kirche ein gemeinsames katholisches Grundverständnis haben und die Unterschiede weniger bedeutend sind. Die Differenzen seien eine Art „Familienzwist" zwischen Verwandten. Man könne in Zukunft eine Kirchengemeinschaft eingehen und die verbleibenden Differenzen als legitime Meinungsverschiedenheiten innerhalb der gleichen Familie betrachten.

Bild: Titelseite von „Kirche und Kirchengemeinschaft" (ISBN 978-3-89710-746-5), der gemeinsame römisch-/alt-katholische Bericht 2009 und 2016

Rezeption ökumenischer Dialoge

Die Entscheidung über Kirchengemeinschaft wird aber nicht von einer Kommission gefällt, sondern von den beteiligten Kirchen. Man nennt diesen Vorgang „Rezeption". Die christkatholische Nationalsynode der Schweiz hatte sich bereits vor einiger Zeit positiv zum Dialog und seinen Ergebnissen geäußert, ebenso die deutsche alt-katholische Bistumssynode. Eine Reaktion aus dem Vatikan stand aber bisher noch aus. Jetzt ist sie gekommen: Kardinal Gerhard Ludwig Müller hat je einen Kommentar zu den IRAD-Dokumenten von 2009 und 2016 geschrieben. Das Dikasterium für die Glaubenslehre, deren Präfekt Kardinal Müller 2012 bis 2017 war, hat sich die beiden Kommentare „zu eigen gemacht und am 3. Januar 2023 die Zustimmung zur Veröffentlichung gegeben", wie Kardinal Kurt Koch an Bernd Wallet, den Erzbischof von Utrecht, schreibt.

Kardinal Müller würdigt die Annäherung, die im Dialog erzielt wurde, als „wichtigen Teilerfolg". Den Überlegungen zum Kirchenverständnis, zur Rolle des Papstes und zu den Mariendogmen kann er positive Seiten abgewinnen. Auch im Zölibat sieht er keinen Trennungsgrund. Er ist sogar bereit, römisch-katholischen Priestern, die zum Alt-Katholizismus konvertierten, „in einem einmaligen Akt der Versöhnung und Heiligung eine Anerkennung ihres weiteren Dienstes in den Kirchen der spezifisch alt-katholischen Tradition" zu gestatten. Dies gilt aber nur in Bezug auf die Vergangenheit: „Zukünftig können aber katholische Priester mit dem Zölibatsversprechen nicht mehr in eine Diözese mit alt-katholischer Prägung wechseln, nur um zu heiraten."

Frauenordination als Einheitshindernis?

Trotzdem erteilt Kardinal Müller einer möglichen Kirchengemeinschaft eine klare Absage: „Das gegenwärtig schwierigste Problem, das eine volle Gemeinschaft verhindert, ist die sakramentale Weihe von Frauen in den meisten alt-katholischen Kirchen. Hier handelt es sich nicht nur um eine unterschiedliche Interpretation eines gemeinsamen Glaubensgegenstands, sondern um das Faktum eines Eingriffs in die Substanz des Weihesakraments". Nur eine Abkehr der alt-katholischen Kirchen von dieser Weihepraxis kann für Kardinal Müller zu einer Kirchengemeinschaft führen: „Die Kirchengemeinschaft mit der alt-katholischen Kirche setzt [...] voraus, dass die Ungültigkeit dieser Frauenordination erklärt und in Zukunft von der Weihe von Frauen zum sakramentalen Amt abgesehen wird und man damit zur gemeinsamen Tradition aller katholisch geprägten Kirchen zurückkehrt."

Entspräche man Kardinal Müllers Bedingung, hätte das zudem zur Folge, dass auch die bisherigen christ- und alt-katholischen Diakoninnen und Priesterinnen ihr Amt

Dr. Adrian Suter ist Pfarrer der christkatholischen Kirchengemeinde Luzern und Co-Präsident der Christkatholisch – Römisch-katholischen Gesprächskommission der Schweiz. Diese Gesprächskommission hatte im Auftrag der internationalen Kommission das Kapitel über die Mariendogmen für den zweiten IRAD-Bericht entworfen

niederlegen müssten: Ihre Weihen würden ja für ungültig erklärt. Es ist klar, dass eine solche Bedingung aus alt-katholischer Sicht inakzeptabel ist. Dies hat Bischof Harald Rein in einem Interview mit *kath.ch* unmissverständlich bekräftigt: „Selbstverständlich werden wir weiter Frauen zu Diakoninnen und zu Priesterinnen weihen und hoffentlich bald auch zu Bischöfinnen."

Unfehlbarkeit durch die Hintertür

Die Problematik sitzt allerdings tiefer. Dies wird deutlich, wenn wir Kardinal Müllers Begründung lesen: „Diese Entscheidung über die Substanz des Weihesakraments kommt allein dem höchsten Lehramt des Papstes und der Bischöfe in Einheit mit ihm zu." Er ist also nicht nur der Ansicht, die alt-katholischen Entscheidungen zur Frauenordination seien falsch gewesen, sondern auch, die alt-katholische Kirche hätte gar nicht die Kompetenz gehabt, einen solchen Beschluss überhaupt zu fassen.

Foto: Der damalige Erzbischof von Utrecht Joris Vercammen überreicht Papst Franziskus das Missale der Niederländischen Alt-Katholischen Kirche – zu noch optimistischen Zeiten des Dialogs. Osservatore Romano, 2014

Kardinal Müller verweist auf das Apostolische Schreiben *Ordinatio sacerdotalis* von Papst Johannes Paul II. aus dem Jahr 1994. Darin hatte der Papst festgehalten, „dass die Kirche in keiner Weise die Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden, und dass diese Sentenz von allen Gläubigen definitiv festzuhalten ist". Kardinal Müller ist der Ansicht, dies sei eine endgültige Entscheidung des Papstes, hinter die seine Kirche nicht zurückkönne. Genau dies ist aber auch innerhalb der römisch-katholischen Kirche und Theologie umstritten.

Das Apostolische Schreiben von 1994 ist kein *Ex-cathedra*-Beschluss, also keine Entscheidung, für die der Papst jene Unfehlbarkeit beansprucht, die ihm 1870 das I. Vatikanische Konzil zugesprochen hatte. Wenn nun aber Kardinal Müller die Ablehnung der Frauenordination als definitiv und unabänderlich ansieht, dann bekommt diese Entscheidung den gleichen Status wie ein *Ex-cathedra*-Beschluss. Anders gesagt: Es wirkt, als wenn die Unfehlbarkeit des Papstes, einer der Hauptgründe für den alt-katholischen Protest in den 1870er Jahren, „durch die Hintertür" zum Tragen kommt, obwohl *Ordinatio sacerdotalis* die Kriterien für eine solche Entscheidung nicht erfüllt.

Persönliche Betroffenheit

Die Stellungnahme von Kardinal Müller und des Dikasteriums ist nicht nur theologisch problematisch, sondern auch auf der persönlichen Ebene: Unsere geweihten Frauen mögen es mit unterschiedlicher persönlicher Betroffenheit aufnehmen, wenn ihre Amtsausübung als Hindernis für eine kirchliche Gemeinschaft dargestellt wird – taktvoll ist eine solche Aussage aber keinesfalls. Auch für die Ökumenikerinnen und Ökumeniker beider Kirchen ist es schwer verdaulich, ihre differenzierten Bemühungen um eine gemeinsame Sichtweise durch einen Federstrich aus Rom entwertet sehen. Dies betrifft nicht nur das Thema Frauenordination: Von Anfang bis Ende erweckt die Stellungnahme von Kardinal Müller den Eindruck, er würde das in den IRAD-Berichten gemeinsam erarbeitete Kirchenverständnis nicht mittragen, sondern allein das traditionelle Verständnis des römisch-katholischen Lehramtes gelten lassen und als allgemeinverbindlich ansehen.

Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang auch, wie unterschiedlich der Rezeptionsprozess in den beiden Kirchen abläuft: Auf alt-katholischer Seite äußern sich Synoden zum Bericht, es kommen in der Rezeption unterschiedliche Stimmen zum Tragen; auf römisch-katholischer Seite hingegen ist allein die Stellungnahme des Vatikans relevant.

Wie geht es weiter?

Wie aber ist unsere alt-katholische Haltung zur Kirchengemeinschaft mit der römisch-katholischen Kirche? Es gab den Vorschlag, mit gleicher Münze heimzuzahlen: Gemeinschaft gibt es nur, wenn die römisch-katholische Kirche damit beginnt, Frauen ins Priesteramt zu weihen. Nun wäre eine solche Zulassung von Frauen zum Weiheamt in der römisch-katholischen Kirche aus alt-katholischer Sicht ein höchst erfreulicher Schritt, aber keineswegs eine Voraussetzung für kirchliche Gemeinschaft: Die alt-katholischen Kirchen haben sich stets auf den Standpunkt gestellt, in dieser Frage anderen Kirchen keine Vorschriften zu machen, wie sie sich selbst auch keine Vorschriften machen lassen. Die christkatholische Kirche der Schweiz ist und bleibt wie die deutsche alt-katholische Kirche in Gemeinschaft mit der polnisch-katholischen Kirche in Polen, und genauso mit acht anglikanischen Kirchenprovinzen, die alle keine Frauen zum geweihten Amt zulassen.

Aus alt-katholischer Perspektive sehe ich nicht die Unterschiede bei der Zulassung von Frauen zum kirchlichen Amt als das Haupthindernis für eine Gemeinschaft mit der römisch-katholischen Kirche an. Stein des Anstoßes ist vielmehr der ungebrochene Anspruch Roms, alleine und doch allgemeinverbindlich zu entscheiden. Die Dialogkommission hat in den IRAD-Berichten gemeinsam ein Modell und Kriterien vorgelegt, nach denen eine kirchliche Gemeinschaft zwischen römisch-katholischer und alt-katholischer Kirche möglich wäre. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass das Dikasterium für die Glaubenslehre ausschließlich seine eigenen Kriterien gelten lässt. Im ökumenischen Miteinander ist diese Haltung ein Problem.

Wie es weiter geht, scheint im Moment offen. Die Beziehungen werden natürlich nicht abgebrochen, es wird weiterhin Gespräche auf unterschiedlichen Ebenen geben, aber die Hoffnungen der Dialogkommission haben sich nicht erfüllt.

Die Stellungnahme ist bisher „nur" eine des Dikasteriums für die Glaubenslehre. Das lässt die Tür für die Zukunft zumindest einen Spalt breit offen. Denn

Kardinal Gerhard Ludwig Müller 2017. Von Elke Wetzig. Aus Wikimedia Commons

immerhin gilt im römisch-katholischen System: Solange es keine Entscheidung des Papstes gibt, ist es nicht endgültig. Dies macht Hoffnung für die Zukunft, unterstreicht aber gleichzeitig das Problem. Denn genau gegen diese Konzentration der Verantwortung in der Hand eines einzelnen hatte sich die alt-katholische Gründergeneration im 19. Jahrhundert gewehrt. Für mich zeigt die Stellungnahme zu den IRAD-Berichten, dass es weiterhin nötig ist, sich für die alt-katholische Position stark zu machen. ■

Zum 60. Geburtstag

Interview mit Bischof Matthias Ring

VON WALTER JUNGBAUER

Der 60. Geburtstag von Bischof Dr. Matthias Ring am 22. Februar liegt nun schon einige Monate zurück. Aber das Interview, das Pfarrer Walter Jungbauer aus diesem Anlass mit ihm führte, ist noch immer aktuell. Das Themenspektrum reicht von den kirchlichen Finanzen über Frauenordination und Ökumene bis hin zur Herausforderung der Säkularisierung.

CHRISTEN HEUTE: Sie sind jetzt seit 13 Jahren unser Bischof. Hat sich in dieser Zeit in Ihrem bischöflichen Dienst irgendetwas ereignet, was Sie zu Beginn so niemals erwartet hätten?

BISCHOF MATTHIAS RING: JA, ETWAS DURCHAUS Erfreuliches. Ich bin gestartet in der festen Überzeugung, Bischof in Zeiten knapper Finanzen zu sein, mit allen unangenehmen Entscheidungen, die damit verbunden sein können. Damals überstiegen zum Beispiel die Personalkosten immer die Kirchensteuereinnahmen. Gekommen ist es dann sehr schnell ganz anders. Hinter uns liegen Jahre mit einer sehr guten Einnahmesituation, was sicherlich auch mit den vielen Beitritten zu tun hat. Wir konnten in dieser Zeit neue Seelsorgestellen schaffen, die vorher nicht finanzierbar gewesen wären, zum Beispiel die Pfarrstellen in Hamburg und Wilhelmshaven oder die Stelle an der Namen-Jesu-Kirche. Außerdem konnten die Gemeinden bei Baumaßnahmen massiv unterstützt werden.

Stichwort „Finanzen": So wie es aussieht, werden die Staatsdotationen in den nächsten Jahren wegfallen. Sie machen bei uns zwischen 13 und 15 Prozent des Gesamtbudgets des Bistums aus.

MAN SOLLTE SICH KEINE ILLUSIONEN MACHEN: Die Ablösung der Staatsleistungen wird kommen. Leider wissen wir noch nicht, wie die Lösung am Ende aussehen wird. Aber wir sollten uns darauf einstellen, dass unsere finanziellen Spielräume enger werden. Das wird Auswirkungen auf den Stellenplan haben. Ich fürchte, wir werden uns immer wieder die Frage stellen müssen, was wir uns auf Dauer leisten können und was nicht. Ich sehe für mich eine wichtige Aufgabe darin, im letzten Drittel meiner Amtszeit die kirchlichen Finanzen quasi winterfest zu machen. Von daher war es wichtig, dass sich die vergangene Synode ausführlich mit den Finanzen beschäftigt hat, denn solange das Geld fließt, interessieren sich für dieses Thema nur Spezialisten.

Steht angesichts der zurückgehenden Mitgliedszahlen der Kirchen möglicherweise auch die Kirchensteuer irgendwann in Frage?

DAS SEHE ICH IN DEN NÄCHSTEN JAHREN NICHT. DER Staat lässt sich diese Dienstleistung von den Kirchen und den israelitischen Kultusgemeinden, die ja auch am Kirchensteuersystem partizipieren, kostendeckend bezahlen, so dass auf staatlicher Seite mit Einsparmaßnahmen nicht argumentiert werden kann. Dass von der EU das System in Frage gestellt wird, sehe ich auch nicht, denn so einzigartig ist es nämlich nicht, wie manchmal getan wird. Auch andere europäische Länder kennen staatlich getragene Finanzierungssysteme. Allerdings ist auch klar: Wenn die Zahl der Kirchenmitglieder unter ein bestimmtes Niveau sinkt, stellt sich die Frage nochmal völlig neu.

Vor allem die beiden großen Konfessionen verlieren rapide an Mitgliedern. Nicht alle davon gehen, weil sie nicht mehr an Gott glauben; vielmehr sind sie nicht mehr mit ihrer Kirche bzw. deren Verhalten einverstanden. Wir dagegen wachsen zwar, aber im Vergleich zu den Austrittszahlen erreichen wir nur einen verschwindend geringen Teil derer, für die unsere Kirche möglicherweise eine neue kirchliche Heimat sein könnte. Müssen wir nicht viel offensiver und missionarischer Öffentlichkeitsarbeit betreiben, als wir es bisher tun?

ZUNÄCHST MUSS MAN ZUR KENNTNIS NEHMEN, DASS wir zwar erhöhte Beitrittszahlen haben, aber auch gestiegene Austrittszahlen. Für Letzteres gibt es verschiedene Gründe. Zum einen kann das schlichtweg mit dem neuen Meldewesen zu tun haben, zum anderen vermute ich auch eine geringere Kirchenbindung. Es fällt heute einfach leichter auszutreten.

Sie verwenden den interessanten Begriff „missionarische Öffentlichkeitsarbeit“ und bringen damit zwei Dinge zusammen, die ich eher trennen würde, auch wenn sie natürlich Berührungspunkte haben.

Bei der Öffentlichkeitsarbeit geht es zunächst darum, die alt-katholische Kirche bekannter zu machen. Auch wenn das manche nicht so sehen: Unsere Öffentlichkeitsarbeit ist in den letzten Jahren viel besser geworden, vor allem auf lokaler und regionaler Ebene.

Bei der Mission steht nicht die Organisation „Kirche“ im Mittelpunkt, sondern das Evangelium und der Glaube. Die Glaubensthemen spielen in unserer Öffentlichkeitsarbeit eine eher geringe Rolle (was man als Problem werten kann). Für den Glauben kann man nicht werben wie für Butterkekse – für eine Kirche schon. Bei Mission geht es auch nicht primär um Information und Überzeugen, sondern um Zeugnisgeben. Eine Gemeinde kann eine schlechte Öffentlichkeitsarbeit machen und trotzdem Zeugnis vom Glauben ablegen, wenn spürbar ist, dass die Gemeindeglieder versuchen, aus dem Glauben heraus ihr Leben zu gestalten. Deshalb glaube ich, die Frage, ob wir eine missionarische Kirche sind, die entscheidet sich in den Gemeinden.

Wie sieht eigentlich die Nachwuchssituation unserer Kirche aus? Werden wir in den nächsten Jahren noch ausreichend hauptberufliche Geistliche haben?

DAS IST EINE DER GROSSEN HERAUSFORDERUNGEN der nächsten Jahre, denn auch bei uns schlägt der demografische Faktor zu. Wenn Sie die geburtenstarken Jahrgänge 1962 bis 1966 anschauen, dann entfallen auf diese derzeit 17 von 47 hauptamtlichen Geistlichen. Das bedeutet, vom 1. Februar 2029 bis zum 1. Februar 2033, also innerhalb von nur vier Jahren, können 17 Geistliche in den Ruhestand treten, sofern sie dies nicht früher tun oder sie bereit sind zu verlängern. Gleichzeitig kommen kaum noch römisch-katholische Geistliche zu uns, was logisch ist angesichts des Priestermangels auf römisch-katholischer Seite. Ich führe pro Jahr allenfalls noch drei Gespräche mit Interessierten; in diesem Jahr noch kein einziges.

Wie geht die Synodalvertretung mit dieser Perspektive um?

WIR WERDEN UNS IN NÄCHSTER ZEIT INTENSIV DAMIT beschäftigen, auch mit allen Themen, die damit zusammenhängen: Kann man den geistlichen Dienst attraktiver gestalten, ohne wesentliche Merkmale preiszugeben? Wie können Geistliche besser begleitet werden? In welchen Bereichen ist es nicht nötig, dass Aufgaben von Geistlichen wahrgenommen werden. Überhaupt müssen wir uns die Frage nach den Posterioritäten stellen, also nach dem, was nachrangig ist und nicht mehr gemacht werden kann. Denn auch im Laienbereich wird es immer schwieriger, Menschen zu finden, die sich in Ehrenämtern verbindlich für einen längeren Zeitraum engagieren.

Und wie sieht es mit dem weiblichen Anteil beim geistlichen Nachwuchs aus?

ES WIRD DERZEIT VIEL DISKUTIERT, WARUM DER WEIBliche Anteil so gering ist. Ich selbst glaube, man hat sich nach Einführung des Priesteramts für Frauen der Illusion hingegeben, wir seien als Kirche nun für Frauen hochattraktiv. Als Arbeitgeber sind wir aber in gewisser Wiese relativ unattraktiv, auch für Männer, allein schon aufgrund unserer geografischen Situation. Wer in den Dienst des Bistums tritt, weiß nicht, in welcher Region er einmal landen wird. Attraktiv sind wir für jene, die zum Beispiel die Freiheit schätzen. In keinem Beruf kann man so frei die eigenen Schwerpunkte wählen und Neues ausprobieren wie im alt-katholischen Pfarramt. Bei Frauen kommt sicherlich noch hinzu, dass das Rollenmodell als Vorbild fehlt. Die evangelische Pfarrerin kann diese Funktion offensichtlich nicht übernehmen.

Bei den ehrenamtlichen Geistlichen sieht es übrigens besser aus, was den Frauenanteil angeht. Fast ein Drittel aller Ordinationen in meiner Amtszeit galten Frauen.

Die Ökumene der Kirchen ist ein weites Feld. Mit der Mar-Toma-Kirche sind die Gespräche zwar abgeschlossen, aber die Kirchengemeinschaft ist noch nicht geschlossen. Was ist daraus geworden? Und: Welche Gesprächsfäden zu welchen Konfessionen werden möglicherweise in den nächsten Jahren mit dem Ziel einer Annäherung aufgenommen? Wie steht es beispielsweise mit den Methodisten?

WAS DIE MAR-THOMA-KIRCHE ANGEHT, WARTET DIE Bischofskonferenz auf einen entsprechenden Beschluss dieser Kirche. Durch den Tod des Kontaktmanns hat sich das Ganze verzögert. Daran können Sie sehen, dass es in der Ökumene oft von einzelnen, engagierten Menschen abhängt, ob es vorangeht.

Die Bischofskonferenz prüft im Moment, ob wir der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“, die 1999 vom lutherischen Weltbund und dem Vatikan unterzeichnet wurde, „beitreten“. Weitere Dialoge sehe ich im Moment nicht. Wir haben schlichtweg das Problem, dass unsere personellen Ressourcen sehr beschränkt sind.

Und wie ist der Stand im Dialog mit Rom?

DA GIBT ES INSOFERN NEUIGKEITEN, ALS SICH DAS zuständige Dikasterium die Stellungnahme zum Dokument IRAD II zu eigen gemacht hat, die Kardinal Gerhard Ludwig Müller verfasst hat. [*Siehe vorigen Artikel. – Anm. der Red.*] Ich konnte das Papier noch nicht ausführlich studieren, doch mein erster Eindruck: Es gibt keinen Ansatzpunkt für weiterführende Gespräche. Ich jedenfalls sehe ihn nicht. Für Rom ist zum Beispiel die Frage der Frauenordination lehramtlich entschieden. Ich glaube, dass man die Kontakte mit der römisch-katholischen Kirche auf Orts- und Bistumsebene pflegen sollte. Da geht etwas voran.

Wir haben bereits über Herausforderungen gesprochen. Welche ist in Ihren Augen die größte?

DAS, WAS MAN MIT DEM BEGRIFF DER SÄKULARISIErung umschreibt. Denn zum einen – so meine Einschätzung – haben die entsprechenden Prozesse durch die Pandemie einen Schub erhalten. Selbst bis dahin treue Kirchgänger haben die Erfahrung gemacht, dass sie den Sonntagvormittag auch ohne Gottesdienst gestalten können. Zum anderen ist eine neue Qualität erkennbar. Mich hat die Aussage von zwei Religionssoziologen nachdenklich gemacht, dass es nicht mehr genügt, wenn Kirche versucht, sich auf die Bedürfnisse der Menschen mit angepassten Angeboten einzustellen, da die kirchlichen Angebote schlichtweg nicht mehr nachgefragt würden. Mir wurde im Studium noch beigebracht, der Mensch sei unrettbar religiös. Jetzt erleben wir, dass dem nicht so ist. Immer mehr Menschen sind in Sachen Religion völlig „unmusikalisch“ – und vermissen nichts. Hinzu kommt,

dass die moderne Werteorientierung kaum anschlussfähig ist an das Evangelium.

Was meinen Sie damit konkret?

EINE JUGENDSTUDIE DER EKD ERGAB VOR EIN PAAR Jahren, dass der zentrale Wert der damals Zwanzigjährigen das eigene Ich ist, gefolgt von Familie und Freunden, diese verstanden als Netzwerke, die dieses Ich stützen. Nun sollte man nicht den Fehler machen, die Jugendlichen als egoistisch zu beschimpfen, denn diese wurden ja von Älteren erzogen, die ihnen diese Wertorientierung vermittelt haben. Aber es dürfte auch klar sein, dass der Wertekosmos des Evangeliums ein anderer ist: Da geht es um Nächstenliebe und Hingabe, um nur zwei Begriffe zu nennen.

Ich glaube, die Kunst wird darin bestehen, die Botschaft des Evangeliums in ihrer ganzen Widerständigkeit zu predigen – in verständlichen und die Menschen berührenden Worten –, aber auch selbst zu leben, und das alles, ohne belehrend aufzutreten. Eine belehrende Kirche wird heute keine Hörer mehr finden.

Ich danke Ihnen herzlich für dieses Gespräch! ■

Ökumenischer Rat der Kirchen in Genf

Jerry Pillay ist neuer Generalsekretär

VON CHRISTOPH SCHULER

Christoph Schuler ist Pfarrer der christkatholischen Kirchengemeinden Bern und Grenchen und vertritt die Utrechter Union im Zentralausschuss des ÖRK

Neben vielen internationalen Organisationen ist in Genf auch der Ökumenische Rat der Kirchen, oft Weltkirchenrat genannt, angesiedelt. 1948 in Amsterdam gegründet, gehören ihm heute weltweit 352 Kirchen, Denominationen und kirchliche Gemeinschaften in mehr als 120 Ländern an. Diese vertreten mehr als 580 Millionen Christinnen und Christen. Seit Anfang dieses Jahres hat der ÖRK, wie er oft abgekürzt wird, einen neuen Generalsekretär. Er stammt aus Südafrika und hat nun mit seiner Familie in der Rhonestadt Wohnsitz genommen.

Die christkatholische Kirche der Schweiz und die alt-katholischen Kirchen der Niederlande, Polens und Deutschlands waren 1948 in Amsterdam Gründungsmitglieder. Zu den Mitgliedskirchen gehören heute die große Mehrzahl der orthodoxen Kirchen, zahlreiche alt-katholische, anglikanische, baptistische, lutherische, methodistische und reformierte Kirchen sowie viele vereinigte und unabhängige Kirchen. Während die meisten Gründungsmitglieder des ÖRK europäische und nordamerikanische Kirchen waren, setzt er sich heute vorwiegend aus Kirchen in Afrika, Asien, der Karibik, Lateinamerika, dem Nahen und Mittleren Osten sowie dem pazifischen Raum zusammen. Die römisch-katholische Kirche, die selbst viel mehr Mitglieder als alle ÖRK-Kirchen zusammen zählt, arbeitet in vielen Bereichen mit und hat einen Gaststatus. Auch werden Beziehungen zu den schnell wachsenden charismatischen Kirchen und den Pfingstkirchen gepflegt.

Für die Mitgliedskirchen ist der ÖRK ein einzigartiger Begegnungsraum. Hier können sie miteinander nachdenken, diskutieren, gemeinsam handeln und Gottesdienste feiern. Sie können zusammenarbeiten, einander in Frage stellen und gleichzeitig einander unterstützen. Sie teilen miteinander Freud und Leid und debattieren über aktuelle Themen wie Krieg und Frieden, Gerechtigkeit und Schöpfung.

Der neue Generalsekretär

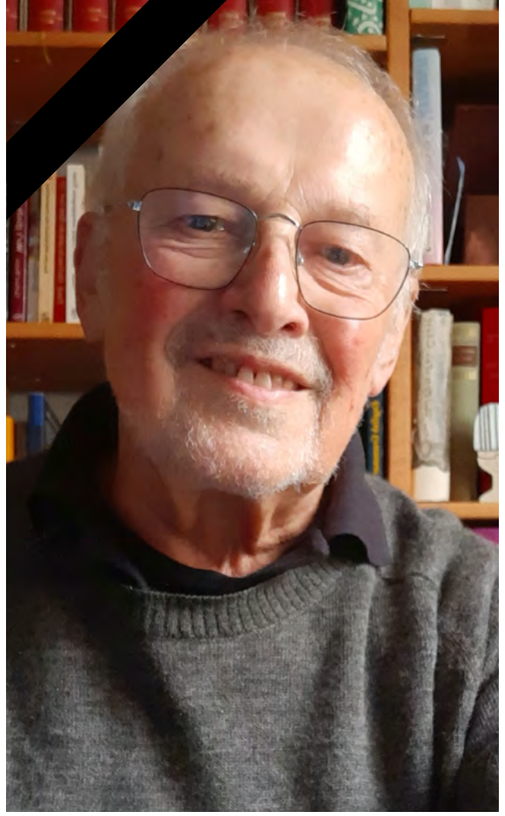
Als der 150-köpfige Zentralausschuss im Juni 2022 in Genf tagte, durfte ich die alt-katholischen Kirchen der Utrechter Union vertreten, auch bei der Wahl des neuen Generalsekretärs Pastor Prof. Dr. Jerry Pillay am 17. Juni. Dieser ausgewiesene und erfahrene Theologe hat am 1. Januar 2023 seinen Dienst angetreten und wurde am 17. Februar in der Kapelle des ÖRK in Genf in sein Amt eingesetzt.

Pillay war vorher Dekan der Fakultät für Theologie und Religion an der Universität Pretoria. Er stammt aus Südafrika und ist Mitglied der Presbyterianischen Unionskirche im südlichen Afrika. Als neuer Generalsekretär bringt er seinen Wunsch ein, dass sich die Kirchen mehr zusammenschließen. „Wenn wir dem Geist treu sind, dann

müssen wir zusammenarbeiten", sagte er schon bald nach seiner Wahl. „Denn die Liebe Gottes bewegt, verwandelt und versöhnt die Welt." Während die Einheit der Kirche eine seiner absoluten Prioritäten darstellt, ist er auch davon überzeugt, dass die Kirchen einer leidenden Welt Beratung und Lenkung bieten müssen. „Wir werden uns mit Fragen wie Gerechtigkeit, Unterdrückung, systemischer Gewalt und so weiter beschäftigen", sagte er. „Wir kommen nicht nur zusammen, um Gottesdienst zu halten, zu beten und zu loben – was uns sehr wichtig ist –, sondern wir kommen auch zusammen, um die Welt zu verwandeln."

Im März, bei der jährlichen Versammlung des *Ecumenical Officers' Network*, dem ich im Auftrag der Internationalen alt-katholischen Bischofskonferenz angehöre, hatte Jerry Pillay einen starken Auftritt. Im Hinblick auf die Visionen für die Jahre bis 2030 rief der Generalsekretär die Mitgliedskirchen dazu auf, ihr Engagement in der ökumenischen Bewegung zu verstärken und sich regional besser zu verständigen. „Wir sind in Genf ansässig, aber wir sind weltweit tätig", sagte er. Er betonte, dass der Weltkirchenrat eine Plattform des Dialoges sein will und daher nicht in allen Fragen selber Position beziehen kann. Er will zwischen den Mitgliedskirchen vermitteln, was bei Streit und Trennungen innerhalb einer Kirche oder Kirchenfamilie wichtig ist. Er will die etablierten Kirchen unterstützen, welche durch den Mitgliederschwund in eine Sinnkrise geraten sind. Und er will zuhören und beraten, wenn es innerhalb von Kirchen zu Auseinandersetzungen bei der Frage rund um die menschliche Sexualität kommt.

Zum Thema Frieden machte Jerry Pillay klare Aussagen: „Der Weltkirchenrat ist gegen Gewalt und Krieg." Angesprochen auf den Krieg in der Ukraine legte er dar, dass sich die russisch-orthodoxe Kirche in eine Abseitsposition manövriert hat, die auch zu Spannungen innerhalb der Orthodoxie geführt hat. Gegenüber der größten Mitgliedskirche, mit der der ÖRK jedoch weiterhin den Dialog sucht, sagte Pillay mit erhobener Stimme: „Der Weltkirchenrat verurteilt klar und deutlich den Krieg in der Ukraine." ■



Das Credo eines Lebens:

„Ich glaube an die Liebe"

Ein Nachruf für Veit Schäfer

VON MARKUS LAIBACH

Markus Laibach war bis vor wenigen Monaten Pfarrer der Gemeinde Karlsruhe und ist nun Pfarrer der Gemeinde Freiburg

Es ist selten, dass Menschen ihr innerstes und ihre tiefste Überzeugung in solch berührenden, poetischen und doch klaren Worten hinterlassen.

Veit Schäfer hat sein Leben lang um einen tragfähigen, solidarischen Glauben gerungen und nach dem Geheimnis des Lebens gefragt. Dabei verabscheute er eine Sprache, die Gott und Mensch letztlich zu Objekten einer abstrakten Reflexion macht und sich in dogmatischen Worthülsen erschöpft.

Sein Credo [*siehe nächste Seite –Anm. d. Red.*] war der Glaube an die Liebe, die als Geheimnis allem Geschaffenen innewohnt und in die die Schöpfung wie auch jeder einzelne Mensch hineinleben. Dieses Credo hat er in den Etappen seines Lebens durchbuchstabiert und in der sprachlichen Fassung von 2019 für seinen Abschiedsgottesdienst ausgewählt.

Als Ur-Karlsruher wurde Veit am 18. Februar 1942 geboren. Er schlug eine Verwaltungslaufbahn bei der AOK ein und fand in seiner Frau Uta die Liebe seines Lebens. Gemeinsam engagierte sich das „gemischt-konfessionelle" Paar schon in den 1970er Jahren in der Ökumene, ganz besonders in der Eine-Welt-Arbeit, in zahlreichen gesellschaftspolitischen Netzwerken und Initiativen, in der Öffentlichkeitsarbeit, für Frieden und Gerechtigkeit. Zwei Kinder, Nikolaus und Friederike, wurden den beiden geschenkt.

Wer Veit Schäfer in den letzten Jahren und Wochen begegnet ist, konnte über seine tiefe Gelassenheit, sein Gottvertrauen und seine Geborgenheit im Geheimnis des Lebens staunen. Auch als er von Krankheit gezeichnet war, trat man nicht einem gebrochenen, verzweifelten Menschen gegenüber, sondern einem Mann, der bewusst und fast heiter seinen Weg angenommen hat und ein tiefes Gehaltensein ausstrahlte. In großer Dankbarkeit freute er sich über die Zuwendung und Unterstützung seines großen Freundeskreises.

Freundschaften, Beziehungen und Vernetzungen waren ihm stets wichtig. Die Liebe, von der er in seinem Credo spricht, war stets etwas Konkretes für ihn: Was Christinnen und Christen glauben und sagen, muss sich im politischen Handeln, im Eintreten für eine gerechte Wirtschaftsordnung und auch im Bild von Kirche ausdrücken.

Es war ihm wichtig zu sagen, was er dachte, und in Klarheit, Weitsicht und Konsequenz die eigene Meinung zu formulieren und auch zu hinterfragen. In diesem Sinn schrieb es bis in seine letzten Tage hinein in unserer Zeitschrift *Christen heute*, noch im vergangenen Monat ist ein Beitrag von ihm erschienen.

Theologie und theologisches Fragen waren ihm zeitlebens wichtig. Was können wir von Gott sagen? Was ist die authentische Botschaft des Jesus von Nazareth? Was hat diese mir und uns heute zu sagen? Von diesen Fragen ist sein Credo letztlich getragen, und er gibt seine persönliche Antwort darauf.

Zentral war für ihn, dass das „Reich Gottes" im Hier und Jetzt gegenwärtig ist und dass Glaube nie Vertröstung auf eine wie auch immer himmlisch gedachte Zukunft sein darf. Die neue Wirklichkeit Gottes ist heutig gegenwärtig, wo sich Menschen heil-voll einander zuwenden und erfahren. Es braucht keine Angst, keine autoritäre Führung und kein Ausblenden von Wirklichkeiten.

Aus dieser Kraft eines menschenfreundlichen Gottesbildes lebte Veit und gestaltete seine Engagements und seine Beziehungen.

Er liebte den Gesang und die von Musik ausgehende verbindende Kraft. In der Zeit der Pandemie entstand so in der Sophienstraße in Karlsruhe, wo er zusammen mit seiner Frau wohnte, eine singende Balkongemeinschaft, die sich gegenseitig Vertrauen und Zuversicht zusang. Stets endete das Singen mit *Der Mond ist aufgegangen*: „So sind wohl manche Sachen, die wir getrost belachen, weil unsre Augen sie nicht sehn…"

Am 24. April ist Veit Schäfer gestorben, nein – weitergegangen in ein neues Leben und „aufgebrochen zu neuen Wundern" (Zitat Trauerkarte). ■

Credo

VON VEIT SCHÄFER

Veit Schäfer
(† 2023)

Ich glaube an die Liebe,
die ohne Anfang und Ende
alles hervorbringt
und die gesamte Schöpfung
als geliebtes Du umfängt.

Weil in dieser Liebe
alles, was ist,
auf seine Weise schwingt und klingt,
zu sich selbst und schließlich
im Menschen zur Sprache kommt
und von uns angesprochen werden kann,
glaube ich sie als *Person*,
in Urworten wie Vater und Mutter.

Ich glaube an den Menschen Jesus,
der uns durch sein Leben und Sprechen
eine neue, einzigartige, zärtliche Erfahrung
von der göttlichen Liebe vermittelt hat.
Er hat uns gezeigt, dass Liebe
von Beschränkung, Ungerechtigkeit und Angst
befreien kann.

Nach seiner Hinrichtung am Kreuz
bezeugte er sein Vertrauen, seine Gewissheit,
von der göttlichen Liebe umschlossen zu sein.

Sein Geist wirkt bis heute fort
in allen Menschen und Gemeinschaften,
die an ihn glauben und ihm
nachzufolgen versuchen.

Sie alle steckt er an
zu einem Leben voller Wunder,
in dem sie selbst und die Menschen
ihrer Umgebung
von Blinden zu Sehenden,
von Lahmen zu Gehenden und
von Erstarrten zu Lebenden werden
und in dem Kinder, Arme, Unwissende,
Machtlose und Verfolgte
als Vorbilder gelten und selig genannt werden.

Unter denen, die Jesus zu folgen versuchen,
kann niemand mehr Gier, Hass, Gewalt und Tod
als letzte Wirklichkeit betrachten.
Unter ihnen wird Schuld vergeben.
Mit allen diesen Menschen glaube ich,
dass die Liebe das letzte Wort hat
und dass sie immerfort
uns alle und alles
mit der gesamten Schöpfung
ohne Ende immer tiefer
in sich hinein verwandelt.

aus unserer Kirche

Wertvolle Erfahrung zur Vertiefung des Glaubens

Abschluss des Katechumenats für Getaufte in Hannover

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

In der Osternacht fand für 14 gläubige der alt-katholischen Gemeinde ein Glaubensweg den bedeutsamen Abschluss in der Tauferneuerung und der symbolhaften Übergabe eines weißen Taufschals zur Erinnerung an das Taufkleid. Für alle war der Weg eine tiefgreifende, feierliche Erfahrung.

Pfarrer Oliver Kaiser hatte im Januar an mehreren Abenden einen „Glaubensweg auf den Spuren des Katechumenats“ mit in die Gottesdienste eingebundenen Elementen gestaltet. Dort fand in der versammelten Gemeinde die Übergabe wesentlicher Symbole des Glaubens statt, etwa des Glaubensbekenntnisses und des Vaterunsers. Viele überlieferte Bestandteile des Christentums wurden an den Abenden besprochen.

Am Anfang hatte die Frage gestanden: Wer lenkt mich eigentlich – Gott? Bin ich selbstbestimmt? Oder fremdbestimmt? Das Kreuzzeichen auf der Stirn bezeugte die Zugehörigkeit zu Christus, dann spürten die Teilnehmenden den kirchlichen und persönlichen Quellen des Glaubens nach. Zu Beginn der Fastenzeit erfolgte die Einschreibung in das Buch der Katechumenen, dann die Taufvorbereitung mit der Übergabe des Glaubensbekenntnisses und des Vaterunsers. Die Salbung mit Öl vermittelte Kaiser gemäß der alten Kirche als „Zurüstung zum Kampf“, und schließlich endete der Weg mit der Tauferneuerung beim Durchschreiten des im Boden eingelassenen Taufbeckens.

Kaisers Wunsch war, Menschen die Gelegenheit zu geben, ihre Taufe noch einmal bewusst zu reflektieren, in Auseinandersetzung mit dem Christentum ein neues Verständnis zu gewinnen. Zugleich wollte er einen Weg entwerfen, der nicht christlich sozialisierte, aber interessierte Menschen neu zum Christentum hinführen kann. Er hofft, dass dieser Weg beitragen kann zur geistlichen Erneuerung der Kirche.

Am Freitag nach Ostern fand in einer Abschlussrunde eine Nachbereitung statt. Hier reflektierten die Teilnehmenden, was für sie auf dem Glaubensweg problematisch war, kostbar oder sogar leicht.

Es zeigte sich, dass der Glaubensweg für fast alle zum Schluss hin leichter zu beschreiten war als z. B. in der Auseinandersetzung mit dem Eintrag ins Katechumenen-Buch oder der Übergabe des Glaubensbekenntnisses. Eine Teilnehmerin habe sich nach dem Eintrag in das Glaubensbuch hinterfragt, ob sie der Verantwortung und dem Ernst gerecht werde.

Im Rückblick, sagte jemand, habe sich vieles, was anfangs schwergefallen sei, im Gehen des Weges verändert, sei bewusster geworden. Eine andere Teilnehmerin kämpfte wegen eines früheren Schicksalsschlages mit dem Gebet und der Formulierung „Dein Wille geschehe“. Doch durch die Arbeit daran sei es ihr leichter geworden, die Formulierung habe ihre Härte und den Vorwurf verloren.

Es stellte sich heraus, dass das Glaubensbekenntnis für viele ein harter Brocken war. Es wurde ernsthaft durchgearbeitet, und einige Teilnehmende hefteten schließlich ihre selbst formulierten Überzeugungen für die Gemeinde sichtbar an die Wand. Wirklich auszudrücken, was sie glaube, sei eine schwere Auseinandersetzung gewesen, die -zig zerknüllte Entwürfe hinterlassen habe, bekannte eine Teilnehmerin. „Als Kind habe ich das Glaubensbekenntnis heruntergeleiert, später immer im Stillen umformuliert. Als ich es dann selbst formuliert und das Original übergeben bekommen habe, war ich damit ausgesöhnt. Die Riten waren so tief, es hat jetzt einen Ehrenplatz.“

Auch ihre Nachbarin in der Runde empfand die Übergabe als „Highlight“, als das Anvertrauen von etwas, was seit Generationen überliefert worden sei. Und für eine weitere, die den Glaubensweg das zweite Mal gegangen war, sei vor allem das Vaterunser ein bedeutsames „Geschenk“ in ihrem Leben.

Für eine Teilnehmerin war die körperlich spürbare Salbung, wie überhaupt der ganze Glaubensweg, eine emotionale Erfahrung. Sie sagte wörtlich: „Die Fragen, die ich als Kind hatte, wurden durch die Stationen unterfüttert. Das Salböl macht mir den Alltag mit Idioten leichter“, und brachte damit alle zum Schmunzeln.

Auch eine junge Teilnehmerin hat sich durch den Glaubensweg erstmals damit auseinandergesetzt, woher ihr Glaube eigentlich komme und gespeist werde; was sie glaube und was nicht. Offenherzig bekannte sie, dass sie mit den Texten der Bibel oft wenig anfangen könne, der Glaube für sie eher persönliche Gottesbeziehung und eine Frage von Liebe sei. „Ich halte mich nicht für besonders religiös – ich glaube einfach!“ Das erntete viel Verständnis in der Runde.

Der Katechumenatsweg hat viele nachhaltig verändert. Eine Frau, die auch persönlich eine Erneuerung im Leben brauchte, fühlte sich bewusst mit dem Namenseintrag in das Taufbuch neu in Gottes Hand eingeschrieben. Für sie war der Taufakt des Hinübergehens vom alten zum neuen Menschen mit einem gekauften neuen Kleid verbunden getreu dem Bibelwort: *‚Zieht das neue Leben an wie ein neues Kleid‘*. Sie hat sich vorgenommen: „Ich möchte bis zum nächsten Auferstehungsfest dazu beitragen, dass das Schwere des Kreuzes Jesu leichter wird, und mehr Liebe in mein und anderer Leben tragen.“

Pfarrer Kaiser resümierte für sich selbst: „Für mich sind die Glaubensbekenntnisse, die mitgebracht worden sind, ein Geschenk. Wenn wir nicht diesen Weg gemeinsam gegangen wären, sondern nur die einzelnen Artikel diskutiert hätten, wäre das Erleben mit seinem tiefen Verstehen nicht möglich gewesen.“ Er bat in einem abschließenden Fragebogen um Rückmeldung, um an seinem Kurskonzept weiterzuarbeiten. Ein kleiner Imbiss rundete den Austausch ab.

Teilnehmende des Katechumenatsweges vor dem Taufbecken in der Osternacht. Foto: Mathias Herrmann
V. l. n. r. hinten: *Petra Böker, Sigrid Harten, Tobias Böker, Oliver Kaiser, Achim Schultz-Waßmuth, Lena Olivier, Jörg-Uwe Deuker*
Mitte: *Reni Retke, Claudia Thoni-Hübsch, Olga Halle, Marion Bittmann-Kaiser, Kornelia Jasper*
Vorn: *Sigrid Stephan, Isabelle Kuscher*

Dekanat Südwest

„An Beißen habe ich gar nicht gedacht“

Eindrücke von einer Präventionsschulung gegen sexuelle Gewalt

VON VICKY LIEHMANN UND THOMAS WEISS

Grenzverletzungen geschehen, wo Menschen aufeinandertreffen, miteinander agieren und interagieren. Sie können allerorts geschehen und zu jeder Zeit, auch in unserer Kirche. Begrenzen können wir sie nur, indem wir diese Grenzverletzungen klar benennen, miteinander über sie reden, einander zuhören und stets offen miteinander zu kommunizieren versuchen. Indem wir aufeinander achtgeben und uns gegenseitig an die Standards erinnern, die aus dieser Achtsamkeit erwachsen, auch wenn sie uns zeitweise abhandenkommen mag.

Auch sexuelle Grenzüberschreitungen im Besonderen gehen uns alle an und verlangen unsere gemeinsame Aufmerksamkeit. Sie sind nicht nur ein Problem anderer Kirchen, nicht das Problem der Anderen, auch wenn sie meist außerhalb unseres Blickfelds passieren. Um sie zu verhindern, müssen wir hinsehen.

„Gemeinsam achtsam und wachsam“ lautete deshalb das Motto der Präventionsschulung gegen sexuelle Grenzverletzungen und sexuelle Gewalt, bei der sich Anfang Februar 2023 sowohl Pfarrer:innen als auch ehrenamtliche Mitarbeiter:innen des Dekanats Südwest in Karlsruhe

trafen. Das Schutzkonzept des Bistums erklärt die Teilnahme an einer solchen Schulung für alle in der Gemeindearbeit mit Kindern und Jugendlichen tätigen Menschen zur Pflicht.

Deborah Helmbold, die Präventionsbeauftragte des Bistums, und Thomas Schüppen, Pfarrer in Bonn, führten sanft an das schwere und brisante Thema heran: Ein gemeinsames Frühstück ermöglichte ein erstes Kennenlernen der Teilnehmer:innen, das im Stuhlkreis fortgeführt wurde. Die Verschwiegenheit nach außen sicherten sich die Teilnehmer:innen symbolisch zu, indem sie jeweils eine Spielfigur in der Mitte des Raumes platzierten. Im spielerischen Rahmen durften sie daraufhin Gemeinsamkeiten und Unterschiede zueinander feststellen – eine gute Basis für viele noch zu führende Diskussionen.

Zunächst jedoch ging es an die Vermittlung von Fakten: um Basiswissen zum Thema, um die Bedürfnisse und Rechte von Kindern und Jugendlichen und um den juristischen Rahmen.

Die Reflexion des eigenen Verhaltens in unterschiedlichen Situationen und die Sensibilisierung gegenüber Gefährdungsmomenten wurde von einer Reihe von Übungen unterstützt. Besonders eindrücklich war die Aufgabe, sich anhand konkreter Fallbeispiele im Umgang mit Kindern und Jugendlichen im Raum positionieren zu müssen. Wer eine fiktive, vom Übungsleiter beschriebene Situation als in Ordnung empfand, stellte sich auf die eine Seite des Raumes; wer eine Grenzverletzung annahm, auf die andere. Wer sich nicht entscheiden konnte, in die Mitte. Während die Bewertungen der Einzelsituation durch die Teilnehmer:innen zunächst sehr unterschiedlich ausfielen und es auffiel, wie stark persönliche und kulturelle Prägung eine subjektive Bewertung beeinflussen, zeigte sich in den folgenden Gesprächen ein einheitlicheres Bild: Wir alle sind dazu aufgefordert, unsere eigenen Sichtweisen und Bewertungen zu hinterfragen und sensibel und einfühlsam auf andere zuzugehen.

Wenn allerdings ein Verdacht auf Grenzüberschreitungen aufkommt oder gar bereits Beschuldigte und Beschädigte ausgemacht sind, soll das Schutzkonzept des Bistums Handlungspläne und Verfahrenswege aufzeigen. Neben den Präventionsmaßnahmen, so wurde den Teilnehmenden im Laufe der Schulung bewusst, ist es unabdingbar, diese Wege im Falle eines Falles zu kennen.

Ohne Regeln wird es fies

Eine weitere Übung veranschaulichte, wie die Absenz gemeinsamer Regeln und Maßstäbe zu Momenten führen kann, in denen der Konsens in einer Gruppe im Nu verloren geht.

In einem Sitzkreis sollten zwei Kissen jeweils rundherum wandern, es wurden zwei Mannschaften gebildet und die Teilnehmenden hatten als direkte Sitznachbar:in links und rechts neben sich jeweils eine:n Gegner:in sitzen. Gewinnen würde die Mannschaft, deren Kissen die Runde als erste beenden würde.

Da keine weiteren Regeln festgelegt worden waren, führte bereits die erste Runde zu einer Situation, die manche Beteiligte als aggressiv empfanden: Es wurde geblockt, gezerrt, gezogen, gekämpft und um des Sieges willen ‚beschissen'. „An Beißen habe ich gar nicht gedacht", meinte ein Teilnehmerin am Ende der Übung – zum Glück für ihren Sitznachbarn, doch vielleicht hätte sie den Sieg dadurch noch gesichert.

Während die einen sich über die entstandene Situation amüsierten, wandten sich die anderen erschreckt ab – doch niemand schritt protestierend ein.

Die Vielzahl an unterschiedlichen Wahrnehmungen und Bewertungen der Situation machte auf eindrückliche Weise deutlich, wie sehr das Fehlen gemeinsamer Verhaltensregeln und das ausgebliebene Definieren gemeinsamer Maßstäbe eine Gruppe nicht nur spalten, sondern sie und ihre Mitglieder auch bis zur Untätigkeit lähmen kann.

Der Elefant im Raum, die kaum zu ertragende Vorstellung eines sexuellen Übergriffs auf Kinder und Jugendliche, wurde im Rahmen der Schulung zwar deutlich sichtbar, er erschien am Ende eines sehr gelungenen Tages dank der gelernten Maßnahmen und Verhaltensregeln aber auch leichter beherrschbar. Das Unausgesprochene auszusprechen und dabei gemeinsame Regeln und Standards zu definieren, kann nicht nur zu mehr Sicherheit, sondern darüber hinaus auch zu mehr Freiheit im Umgang miteinander führen.

Die geforderte Wachsamkeit sollte indes nur ein Aspekt der Achtsamkeit sein, die wir im Umgang miteinander und mit der Schöpfung anstreben und die weit über ein Schutzkonzept gegen sexuelle Prävention hinausgeht. ■

Zu Gast im Heimatland Jesu

Oranna Naudascher-Wagner ist Priesterin im Ehrenamt in der Gemeinde Berlin und wohnt in Schwerin

VON ORANNA NAUDASCHER-WAGNER

Als Studentin mochte ich die Berichte der Pilgerin Egeria, die uns in den Fächern Alte Kirchengeschichte und Liturgiewissenschaft zitiert wurden. Da schrieb Ende des 4. Jahrhunderts eine vermutlich spanische Frau anderen Frauen („Verehrte Damen Schwestern...") Briefe in Alltagslatein von ihren Erlebnissen im Heiligen Land.

Während Egeria aber das Glück hatte, drei Jahre dort zu leben, kann ich nur von sieben Tagen erzählen. Es will weder ein chronologisch-lückenloser noch ein ausführlicher Reisebericht sein, nur ein kleiner Einblick in ein für mich großes Erlebnis.

Wir reisten Ende März als Gruppe von sieben Frauen und drei Männern, und ich beginne ziemlich in der Mitte unserer gemeinsamen Zeit, am vierten Tag.

Am See Gennesaret

Früh am Morgen liefen wir vom Pilgerhaus Tabgha aus den Uferweg am See Gennesaret entlang, bis er in einen Platz mündete, den sie die „Bambuskapelle" nennen: einige Baumstämme im Halbkreis um einen großen

Bambuskapelle

Findling herum, aus dem jemand einen Schiffsanker herausgemeißelt hat. Die Schönheit des Sees und die spirituelle Kraft, die von diesem Ort ausgeht, ließen uns still sein. Wir hörten aus dem Johannesevangelium, wie Jesus seine erfolglosen Fischerfreunde am Seeufer erwartete, und aßen miteinander unser Agape-Brot.

Georg Spindler, mein Kollege im Ehrenamt, lud mich ein, den Segen zu sprechen. Gerne doch – aber da schossen mir Tränen in die Augen und ich brachte kaum einen Ton hervor. Mir war plötzlich bewusst, dass ich mir seit gut 45 Jahren wünschte, genau hier zu stehen. Und ich fühlte mich in diesem Moment tief dankbar dafür, auch dafür, genau mit diesen neun Menschen und mit Barbara und Georg Spindler als Reiseleitung unterwegs zu sein.

Am Abend erfüllte sich noch ein sehnsüchtiger Wunsch: Ganz allein schwamm ich auf den See hinaus mit Blick auf Tiberias, dessen flimmernde Lichter sich im „Auge Gottes", wie der See arabisch heißt, spiegelten. Ob Jesus bloß über den See gegangen, nicht auch mal richtig darin geschwommen ist?

Obgleich ich gelernt habe, biblische Geschichten historisch-kritisch, allegorisch, symbolisch, tiefenpsychologisch, feministisch oder wie auch immer zu lesen, hier hatte ich einfach nur Freude daran, die Heimat Jesu wie ein Kind zu spüren, meine Hand in Kafarnaum an Mauerreste der Synagoge aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. zu legen, am selben Ort, an dem wohl Jesus einst gestanden hat.

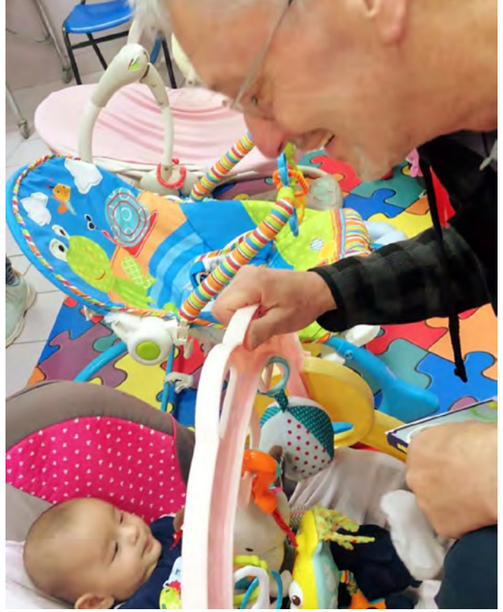
See Gennesaret

Mauerreste der Synagoge

Das Westjordanland

Was mich am Morgen jenes Tages so bewegt hatte, war aber nicht nur die Vorstellung, wortwörtlich in Jesu Fußspuren zu gehen, auch nicht der idyllische See im Morgendunst – den habe ich daheim in Schwerin auch –, es war gewiss die Dichte der Erlebnisse und Begegnungen, die wir gerade aus Bethlehem, dem Westjordanland und den Golanhöhen hier in den üppigen galiläischen Frühling mitbrachten.

Wir durften dort auf gut ausgebauten Schnellstraßen fahren, die für palästinensische Menschen verboten sind. Ihre Autos, wenn sie denn welche besitzen, haben andersfarbige Nummernschilder. Zum Arbeiten dürfen sie die Checkpoints passieren, aber wenn sie müde nach Hause wollen, werden sie nicht selten so lange festgehalten, dass



La Crèche

sich der Nachtschlaf erledigt hat. Und die Waisenkinder aus *La Crèche* dürfen den Zoo im nahen Jerusalem nicht besuchen.

Ach ja, *La Crèche*, die lebendige Krippe in Bethlehem, wie vielen Kindern und ihren islamischen Müttern rettet sie das Leben! Wir wohnten im zugehörigen Gästehaus, besuchten nach den echten Neugeborenen natürlich noch die Geburtskirche aus Stein und erfuhren die herzliche Gastfreundschaft von Menschen, die täglich um ihr Zuhause bangen müssen.

Durch immer neue und größere jüdische Siedlungen, die gut gesichert wie Festungen am Horizont aufragen, wird die vorherige palästinensische Bevölkerung in Flüchtlingslager und notdürftige Unterkünfte gedrängt und ihr Aufbegehren hart erwidert. Apartheid-Politik ist Gewalt und bringt Gewalt hervor!

Wir trafen Mohammed, in *La Crèche* aufgewachsen und jetzt mit seiner Familie im Lager Deheishe zu Hause. Ich werde das Leuchten in seinen Augen nicht vergessen, als er von seinem festen Vorsatz sprach, die noch kleinen Söhne inmitten von alltäglichen Bedrohungen und Demütigungen zu friedliebenden Menschen zu erziehen.

An die Eindrücke im Westjordanland dachte ich, als wir später in Jerusalem am Ölberg die Kirche *Dominus flevit* betraten. Hier habe Jesus mit Blick auf seine Stadt und den Tempelberg geweint: Wie die Henne ihre Küken unter den Flügeln wollte ich euch sammeln und schützen, aber ihr habt nicht gewollt…

Blicke aus der Kirche Dominus flevit *am Ölberg*

Als ich Ostern im Familienkreis von meiner Reise und dieser besonderen Kirche berichtete, fragte einer der Jungs, warum es denn dort keine Kirche „Der Herr lachte“ gäbe. Gab und gibt es für ihn in Jerusalem nichts zu lachen?

Vielleicht lacht er ja ein bisschen beim Anblick seines letzten, von viel frommer Verehrung blank polierten, rechten Fußabdrucks in der kleinen Moschee der Himmelfahrt nebenan. Mit dem linken Fuß(abdruck) steht Jesus übrigens jenseits des Kidrontals in der Al-Aqsa-Moschee, die jüngst wieder zum Ort einer willkürlichen Militäraktion wurde, so Gegengewalt provozierte und weitere Gewalt gegen die Gegengewalt usw.: *Dominus flevit*!

Ob Jesu Füße einst auch die Golanhöhen, eigentlich Syrien, betraten? Heute wäre ihm davon abzuraten, denn die wunderschöne Landschaft mit dem schneebedeckten Hermonberg im Hintergrund ist ein Minenfeld. Wir fuhren mit dem Bus sichere Straßen, an denen drusische Händler die köstlichsten Mandarinen verkauften, die ich je gegessen habe.

Wadi Hamam und Berg Arbel

Wo Jesus mit seinen Leuten aber bestimmt wanderte, ist das Wadi Hamam und der Berg Arbel, der sich majestätisch über dem See Gennesaret erhebt. Ich habe den Aufstieg nur dreiviertel geschafft, weil der frittierte Petrusfisch im Magen und die 30 Grad auf dem Haupt mich ganz biblisch unter einen Ginsterstrauch zwangen, bis die anderen Jünger und Jüngerinnen wieder herabstiegen.

Unsere Fahrt nach Jerusalem führte uns durchs grüne Jordantal mit seinen kilometerlangen Mango- und Bananenplantagen. An der Taufstelle Jesu tauchte gerade eine ganze Reisegruppe in weißen Gewändern singend im braunen Jordanwasser unter, beobachtet von den jordanischen Grenzposten am anderen Ufer.

Jerusalem

Jerusalems Altstadt ist unbeschreiblich. Unbeschreiblich schön und spannend und vielfältig. Unbeschreiblich ist auch, wie viel man in zwei ganzen und zwei halben Tagen entdecken kann – mit einer erfahrenen und begeisternden Reiseleitung!

Die Basargassen der Altstadt, die das jüdische, arabische, christliche und armenische Viertel miteinander

verbinden, sind ein betörendes Erlebnis für alle Sinne. Armenische Kinder boten mir warme *Knishes* (gefüllte Teigtaschen) an, im jüdischen Saftladen habe ich frisch gepressten Granatapfel genossen und vom arabischen Gewürzhändler echte Safranfäden mit nach Hause gebracht.

Alle mutmaßlichen Orte der Ereignisse, die die Evangelien vom Aufenthalt Jesu in seiner Heiligen Stadt berichten, sind hier mit mindestens einer Kirche überbaut. In der Grabes- bzw. Auferstehungskirche gibt es sogar eine Kirche in der Kirche und unzählige Kapellen und Kapellchen unzähliger Konfessionen mit reichlich Zank und Streit. Ein Glück, das Grab ist leer!

Über den Dächern, Türmen und Kuppeln Jerusalems neben der Dachterrasse des melkitischen Patriarchen von der aufgehenden Sonne empfangen zu werden, hatte dann wirklich etwas vom Ostermorgen. Ich stand da und staunte und hörte mich sagen: Ich komme wieder! ■

Alle Fotos zum Artikel von Autorin

Aussicht über die Dächer Jerusalems

Heilsam, prophetisch, rebellisch

Maria – eine Frau wie du und ich?

baf-Jahrestagung 2023

VON BRIGITTE GLAAB

Inspiriert von einem Gedichtband mit dem Titel *Mit Pauke und Salböl* beschlossen die Frauen des *baf*-Vorstands, auf der Jahrestagung 2023 biblische Frauengestalten in den Mittelpunkt zu stellen. Je länger wir darüber redeten, desto mehr rückte Maria in unseren Blick. Und zwar nicht nur die Mutter Jesu, sondern auch die anderen Marien in der Bibel. Die hießen in der hebräischen Form Mirjam oder auf aramäisch Marjam. Das griechische Neue Testament nennt die Frauen Mariam und im Lateinischen wurde Maria daraus.

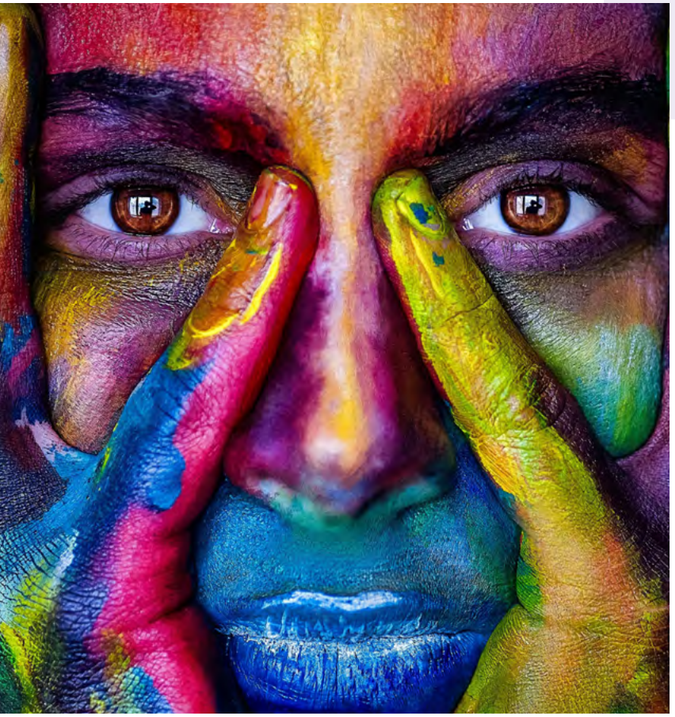


Foto: Canva.com

Im Ersten Testament begegnet uns Mirjam als Lebensretterin ihres kleinen Bruders Mose. Nach dem Durchzug des Volkes Israel durch das Schilfmeer schlägt sie die Pauke und singt das Lied der Befreiung. Manche Exegetinnen sehen Mirjam als gleichberechtigte Anführerin neben Mose und Aaron. Ihr Name war in der Zeit, in der Jesus lebte, weit verbreitet. Möglicherweise spiegelte sich darin die Hoffnung auf Freiheit von einer bedrückenden Besatzung wider und die Sehnsucht nach einer starken Identifikationsfigur.

Maria - prophetisch und rebellisch

Sicher fällt uns zunächst Maria aus Nazareth, die Mutter Jesu ein, wenn wir über Maria im Zweiten Testament nachdenken. Wenn es um sie geht, höre ich von alt-katholischen Frauen eher ablehnende Worte: „Diese Maria hat mit meinem Leben nichts zu tun". Ich meine, wir können durchaus einige Schätze heben, wenn wir Maria näher betrachten. Feministische Theologinnen zeichnen ein anderes Bild von Maria als das, das wir vielleicht von Mai- und Rosenkranzandachten früherer Zeiten oder von den Mariendogmen kennen. Beim Evangelisten Lukas singt die Mutter Jesu prophetische Hoffnungsworte: „Mein Geist jubelt über Gott, meinen Retter..." und „Er stürzt die Mächtigen vom Thron...". Das hat durchaus etwas Rebellisches. Es klingt nach gesellschaftlicher Revolution. Dorothee Sölle nennt Maria eine „Sympathisantin", die „lebendig ist in der Geschichte aller Unterdrückten, lebendig in der Geschichte der Frauen".

Maria, die geheime Göttin?

Zahlreiche Symbole und Titel, die Maria im Lauf der Zeit zugedacht wurden, haben ihre Wurzeln in matriarchalen Religionen. Möglicherweise nahmen alte Göttinnen-Kulte Einfluss auf die Marienfrömmigkeit der Menschen. Kein Wunder, da der christliche Gott fast ausschließlich mit männlichen Attributen versehen wurde. Christa Mulack nennt Maria „Die geheime Göttin im Christentum". Sie sieht in ihr ein Symbol für die lange Zeit vergessene weibliche Seite Gottes. Es gehöre „zum prähistorischen Erkenntnisschatz der Menschheit, dass das Göttliche Männliches und Weibliches umfasst".

Maria, die Heilsame

Das Johannesevangelium erzählt davon, wie Maria aus Bethanien heilsam an Jesus handelt, indem sie ihm vor seinem letzten Paschafest mit einem kostbaren Öl die Füße salbt. Jesus nimmt die salbende Maria gegen die Kritik der Männer in Schutz mit der Aussage: „Arme habt ihr immer bei euch, mich aber habt ihr nicht immer bei euch." Bei den früher abgefassten Evangelien nach Matthäus und Markus salbt eine Frau Jesus das Haupt. In diesen Texten sagt Jesus, sie habe ihn im Voraus für das Begräbnis gesalbt. Auch kann die Salbung des Kopfes als prophetische Handlung verstanden werden, in der ein Bekenntnis zu Jesus, dem Messias und wahren König steckt. Also nicht nur eine heilsame, sondern auch eine mutige Handlung. Umso bedauerlicher ist es, dass die Evangelisten den Namen dieser Frau nicht erwähnen. Die salbende Frau wurde lange Zeit vergessen, obwohl Jesus laut Matthäus und Markus gesagt hat: „Wo immer das Evangelium auf der ganzen Welt verkündet wird, wird man sich an sie erinnern und erzählen, was sie getan hat."

Maria – Zeugin der Auferstehung

Maria von Magdala ist sicher vielen bekannt als erste Zeugin der Auferstehung im Johannesevangelium. In den Evangelien von Matthäus, Markus und Lukas tritt sie zusammen mit anderen Frauen am leeren Grab auf: „... Maria von Magdala und die andere Maria" bzw. „...und Maria die (Mutter) des Jakobus". Sie hörten zuerst die Botschaft von der Auferweckung Jesu. Allerdings fanden sie kaum Gehör bei den Jüngern und Aposteln. Sie wurden im Lauf der Geschichte an den Rand gedrängt und unsichtbar gemacht oder wie Maria von Magdala als „Sünderin" abgestempelt.

Maria und wir Frauen heute – eine Spurensuche

Informativ, kreativ und erfahrungsorientiert werden wir uns auf der Jahrestagung auf eine Spurensuche begeben nach den Marien in der Bibel. Vielleicht werden wir Gemeinsamkeiten entdecken und Resonanz spüren. Vielleicht gibt es eine Verbundenheit über die Jahrhunderte hinweg, weil wir ähnliche Fragen und Sorgen haben oder gleiches erhoffen und ersehnen. Vielleicht kann die eine oder andere Maria uns ermutigen, selbst prophetisch und rebellisch zu sein, wenn wir Ungerechtigkeit erleben. Wenn wir singen, tanzen, beten und feiern, können wir uns heilsam begegnen und einander bestärken.

Ob mit Pauke oder mit Salböl, ob heilsam, prophetisch, rebellisch oder ganz anders unterwegs – wir laden alle interessierten Frauen ein zur Jahrestagung, die vom 2. bis 5. 11. im Tagungshaus Schönenberg in Ellwangen stattfindet. Flyer wurden bereits an die Pfarrämter verschickt und können auch digital auf der Webseite von *baf* abgerufen werden.

Im Namen des baf-Vorstands
Brigitte Glaab, Frauenseelsorgerin

Hannover

Träume als Gottes vergessene Sprache?

Seminartag zum Traum Jakobs von der Himmelsleiter

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

„Dem Himmel so nah" war ein Seminartag zu Jakobs Traum von der Himmelsleiter in der Gemeinde St. Maria Angelica überschrieben. Dazu referierten Herbert Naglatzki, evangelisch-lutherischer Pastor i. R. und „Freund der Gemeinde", wie er sich selbst bezeichnet, sowie Karla Lüddecke, Diplom-Religionspädagogin i. R. und Gemeindemitglied.

Naglatzki widmete sich eingehend der gesamten Genesis-Geschichte um Jakob mit der Frage, was er für ein Mensch war – Schlawiner und Betrüger? Er betonte mehrmals, dass die ganze Sippe nicht moralisch gewesen sei, und dass doch Gott jeden Menschen durch Licht und Schatten begleite.

Lüddecke faszinierten schon in der Kindheit die Kindergottesdienste mit ihren bildhaften Bibelgeschichten. „Ich hatte sofort Bilder im Kopf; so kam ich früh zum Malen", erklärte sie, die später in ihrer Laufbahn auch Kunstwissenschaften und Kunstgeschichte studiert hat.

Sie stellte einen kleinen Teil ihrer Gemälde zum Thema aus – eine große Ausstellung war einst durch Corona ausgefallen – und sammelte im Gespräch mit den Zuhörenden auch deren Eindrücke zu Marc Chagalls Kirchenfenstern der Pfarrei St. Stephan in Mainz, die dieser zu Jakobs Traumgeschehen geschaffen hatte. Ihre eigenen Bilder sind Ölgemälde, Collagen und Fotocollagen. Das Thema der Himmelsleiter hat sie schon immer fasziniert.

Im Vortragsteil zuvor erarbeitete sie die Symbolik und Bedeutung von Träumen aus psychologischer (Freud, Jung) und spiritueller Sicht. Sie stellte die spannende Frage, ob Träume nicht wie im Volksmund „Schäume", sondern vielmehr die vergessene Sprache Gottes seien.

Karla Lüddecke (l.) und Herbert Naglatzki referierten anschaulich anhand von Bildern zu Jakobs Traum von der Himmelsleiter. Foto von der Autorin

Leitern spielen im realen Leben eine wichtige Rolle, so nimmt es nicht wunder, wenn sie im Traum eine Übergangssituation des oder der Träumenden darstellen. Herbert Naglatzki hatte in seinem Referat darauf hingewiesen, dass das hebräische Wort *sullam* eigentlich Treppe oder Rampe bedeutet und erst später zur Leiter wurde, die dann Bild des geistigen Aufstiegs des Menschen und Ausdruck unserer Moral geworden sei; nun machte Karla Lüddecke aufmerksam, dass sie in spiritueller Sicht die Befähigung des Menschen symbolisiert, eine neue Bewusstseinsstufe zu erreichen. Ebenso erläuterte sie die Symbolebenen von Erde, Himmel und Engeln.

Beide Referierenden verstanden es, ihr Publikum lebendig einzubinden und zu Wort kommen zu lassen, so dass sich ein Austausch ergab. Den Vortrag, unterbrochen von einem Imbiss, rahmten die gemeinsam gebeteten Laudes und die Vesper.

Frankfurt

Kein Platz für Rassismus

VON CHRISTINA HEMPEL

Am 23. April fand in der Gemeinde Frankfurt ein Gottesdienst zum Thema „Rassismus im Alltag“ statt. Die Initiative dazu kam von engagierten Gemeindemitgliedern. Dabei wurde auch die Resolution „Kein Platz für Menschenverachtung und Rassenwahn“ der 62. Bistumssynode zum Anlass genommen, sich diesem sensiblen Thema zu widmen.

Als besonderes Highlight wurde ein Poetry Slam der evangelischen Pfarrerin Sarah Vecera gezeigt. Mit ihren eindrucksvollen Worten hat sie uns allen verdeutlicht, dass wir zwar alleine aufgrund unseres Christseins und unseres Glaubens oftmals denken, anti-rassistisch zu sein, aber dass wir doch mit scheinbar nett gemeinten Worten, die eher unbedacht geäußert werden, Menschen ausgrenzen und es häufig nicht einmal bemerken.

Nach dem Gottesdienst fand eine Gesprächsrunde statt, in der typische Alltagssituationen vorgestellt wurden, bei denen Alltagsrassismus zum Vorschein tritt. Die Teilnehmer*innen diskutierten leidenschaftlich darüber, wie konkret dagegen vorgegangen werden kann, dass rassistische Äußerungen einfach im Raum stehen bleiben, ohne aber andere bloßzustellen oder verbal anzugreifen.

Foto © Patricia Wallusch

Zum Ende des Gesprächs wurde noch ein sichtbares Zeichen gesetzt. Die Initiative „Respekt! Kein Platz für Rassismus“ (www.respekt.tv) bietet Schilder mit diesem Titel an, die z. B. an Einrichtungen, Vereinsheimen, Sportplätzen angebracht werden können. An unserem Fenster zur Straße zeigt es zukünftig diese Botschaft nach außen, aber auch als Erinnerung an uns, zu unserem Anspruch im Umgang miteinander zu stehen. Und so soll dieser Gottesdienst nur der Anfang sein. Gemeinsam mit weiteren interessierten Gemeindemitgliedern möchten wir erarbeiten, wie wir das Thema immer wieder aufgreifen können. Denn nur wenn wir uns kontinuierlich damit beschäftigen und uns aktiv gegen Rassismus einsetzen, können wir als Gemeinde und als Teil der Gesellschaft langfristig eine Veränderung herbeiführen. ■

Šaptinovci in Slawonien

Ein ganz besonderes Jubiläum

VON GEORG SPINDLER

Gibt es so etwas noch einmal, dass ein und dieselbe Person ein halbes Jahrhundert verheiratet ist, zugleich fünfzig Jahre Priester und noch dazu fünfzig Jahre Pfarrer in derselben Pfarrei? Im September 2022 durften wir fünfzig Jahre Dienst als Priester feiern, und jetzt, am 30. April 2023, auch die Goldene Hochzeit.

Am 24. September 1972 ist ein junger Mann namens Stjepan Topolski in Šaptinovci im Osten Slawoniens vom alt-katholischen Bischof Stipe Šegović zum Diakon und bereits am nächsten Tag zum Priester ordiniert worden. Er war zu diesem Zeitpunkt einundzwanzig Jahre alt. Schon am 28. April 1973 heiratete er seine Frau Pavica und ihrer Ehe wurden bald zwei Kinder geschenkt, Marijana und Kazimir.

Wie einfach und unkompliziert manches sein könnte! Im Jahre 1972 brauchte die Gemeinde Šaptinovci einen Priester. Da weit und breit keiner zu finden war, wurde der damals erst einundzwanzigjährige Stjepan nach seiner Bereitschaft gefragt und, obwohl er nicht einmal zwei Jahre Vorbereitung auf dieses Amt vorweisen konnte, kurzerhand ordiniert und als Pfarrer eingesetzt. Und niemand störte sich daran, dass der junge Priester, zweiundzwanzig Jahre alt geworden, bald darauf zum Traualtar schritt, Ehemann und Familienvater wurde und weiterhin auch in der Landwirtschaft arbeitete. Manches wäre wirklich ganz einfach zu lösen.

Goldene Hochzeit April 2023

Dass gerade ich dazu ausgesucht wurde, die Ehe dieser beiden Menschen nach so langen gemeinsamen Jahren noch einmal zu segnen, war mir eine große Ehre und eine noch größere Freude. Dafür bin ich gerne bis in den Osten Kroatiens gefahren.

Das Dorf Šaptinovci liegt in Slawonien im Osten Kroatiens, nicht mehr weit von der ungarischen Grenze, aber auch nicht allzu weit von Serbien und Bosnien entfernt. Hier in Šaptinovci gibt es seit 1927 eine alt-katholische Gemeinde, 1935 wurde mit dem Bau einer eigenen Pfarrkirche begonnen, die *Sveti Vid*, dem hl. Vitus, geweiht ist. Interessanterweise hat die römisch-katholische Kirche in Šaptinovci denselben Kirchenpatron.

Es gab ja im zweiten und dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts im damaligen Königreich Jugoslawien mehr als sechzig alt-katholische Gemeinden, die allerdings im zweiten Weltkrieg sowohl von der faschistischen Ustaša-Regierung unter Ante Pavelić, der römisch-katholischen Kirche unter Zustimmung des damaligen Zagreber Erzbischofs Kardinal Alojzije Stepinac (mittlerweile seliggesprochen) und leider auch durch viel eigene Schuld brutal dezimiert wurden.

Heute gibt es im Osten Kroatiens nur noch die Pfarrei Šaptinovci und eine sehr kleine Gemeinde in Osijek, während in Zagreb zwei alt-katholische Kirchen und Gemeinden bestehen, die aber zu einer Pfarrei zusammengefasst sind. Ich fühle mich mit diesen Gemeinden sehr verbunden, begleite ich doch seit vielen Jahren den Delegaten des Utrechter Erzbischofs als Diakon, Dolmetscher und Fahrer.

In Šaptinovci wird die Liturgie übrigens noch in der alten Form gefeiert, also im so genannten „tridentinischen Ritus“, allerdings in kroatischer Sprache. Es ist wie ein Eintauchen in eine andere Zeit, wenn der Priester in die selbe Richtung wie die Gemeinde betet, nach Osten gewandt und in einem sehr archaischen Kroatisch, das Ausdrücke und Formen kennt, die in der heutigen Sprache längst verschwunden sind.

Messe im alten Ritus

Von mir assistiert zelebrierte der Jubilar selbst die Eucharistiefeier, zwei seiner Enkel ministrierten und ich habe die Predigt gehalten. Es war ein besonderes, berührendes Erlebnis, als ich diesen beiden Menschen nach fünfzig Jahren noch einmal die Ringe segnen und den Segen Gottes zusprechen durfte. Anschließend waren wir noch lang zusammen, um dieses besondere Ereignis zu feiern. ■

Erstkommunion-Vorbereitung auf anderen Wegen

VON HARALD KLEIN

In diesem Jahr hatte ich Aufgabe und Gelegenheit, die Vorbereitung auf die Erstkommunion auch nach 50 Jahren Priesterberuf noch einmal neu zu entwerfen und durchzuführen. Rosenheim hatte 2023 vier Kinder, die diesen Weg gehen wollten: Zwei Buben wurden von Pfarrer Dr. Golob betreut und zwei weitere von mir. Natürlich hätte ich einfach ein altes Konzept hervorkramen können. Aber mich hat es sehr gereizt, noch einmal einen neuen Aufbau zu versuchen. Der erste Grund war, dass wie in mancher unserer altkatholischen Gemeinden der Wohnort der Kinder weit vom Standort der oder des Unterrichtenden entfernt ist. Entsprechend war auch ich sehr auf die Mitarbeit der Eltern angewiesen. Der zweite Grund war, dass ich unbedingt glaube, den gängigen Erstkommunion-Unterricht überarbeiten und in ein heutiges Lebens- und Glaubensverständnis bringen zu sollen. Mir haben die Arbeit und die Katechese mit Kindern immer viel Freude gemacht, also habe ich mich gern ans Werk begeben.

Probleme herkömmlicher und besonders alt-katholischer Kommunionvorbereitung

1. In der Wirklichkeit unserer großflächigen Gemeinden und dem Fehlen kategorialer Gemeindemitarbeiter tendiert unsere Seelsorge sehr stark dazu, pfarrerorientiert zu sein. Das bietet zwar die Möglichkeit, guten Kontakt zu Kindern der Gemeinde aufzubauen und sie evtl. in anderweitige Jugendarbeit wie Religionsunterricht, Jugendgruppe, Kinderchor oder Ministrantenarbeit einzubeziehen, aber es vernachlässigt doch den subsidiären Ansatz unseres Kirchenlebens und auch die Erwachsenenarbeit.
2. Heute kann Religionsunterricht besonders alt-katholischer Couleur nicht mehr vorausgesetzt werden. Meist sind die Kinder zwar sinnvoll im Ethik-Unterricht angemeldet, aber zeigen so große Lücken in der Kenntnis christlicher und biblischer Themen, dass mehr als nur reine Abendmahlsvorbereitung nötig erscheint.
3. Als Relikt alter Zeiten ist die Erstkommunion bei Eltern, Pfarrern, Gemeindemitgliedern

Dekan i. R. Harald Klein ist Mitglied der Gemeinde Rosenheim

und Vorgesetzten in Erinnerung als großes Kirchenfest. Obwohl sie gar kein eigenes, für sich bestehendes Sakrament ist, soll sie vor allen Dingen Eindruck machen und äußeren Ansprüchen genügen. Das führt dazu, dass übermäßig viel Vorbereitungszeit dazu verwendet wird, den Kindern den Ablauf eines Erwachsenen-Sonntagsgottesdienstes einzutrichtern und die kleinsten Details des kommenden Festgottesdienstes.

4. Das Altarssakrament ist so hoffnungslos überinterpretiert und spiritualisiert, dass ein kindgemäßer Zugang kaum zu vermitteln ist. Dabei haben, ehrlich gesagt, auch die Erwachsenen selbst oft kaum noch einen inneren Zugang zum Geschehen. Die Vorstellung von „Wandlung“ und dem Brot als „Jesus zu essen“ und dem Wein als „Jesus zu trinken“ ist fast unausrottbar, obwohl Bischof Sigisbert Kraft da für unsere alt-katholische Kirche längst einen Schlussstrich gezogen hat. Die stereotype Verwendung der scheinbar originalen „Abendmahlsworte Jesu“ in jeder Eucharistiefeier seit fast 2000 Jahren ergibt zwar Sinn, birgt aber die Gefahr, dass aus dem vielleicht größten Schatz der Kirche eine Sackgasse wird, die Glaubenserfahrung eher erschwert als fördert.

Neue Wege

Für mich gab es also genügend Gründe, die alt-katholische Kommunion-Vorbereitung einmal versuchsweise auf neue Beine zu stellen.

Zuerst einmal habe ich die Eltern der beiden Jungen stark in die Vorbereitung einbezogen. Wenn die Kinder bei mir Unterricht hatten (nur dreimal), dann waren auch die Mütter und teils auch die Väter anwesend und beteiligt. Die Mehrzahl der Katechese-Einheiten wurden nach Absprache von den Müttern, den Vätern und anderen (Paten oder Großeltern) durchgeführt. Ich habe den Eltern jeweils vorher Inhaltliches wie auch mögliche Gestaltungsvorschläge per E-Mail zugesandt, zusammen mit den notwendigen Unterrichtsmaterialien (wie kindgemäße Bibeltexte, Geschichten, Bilder, Kinderrätsel, Arbeitsblätter). Die Stunden wurden seitens der Eltern kreativ erweitert, geplant und umgesetzt.

Das hat ausgezeichnet geklappt, es war eine Bereicherung für alle, auch für mich. Man mag es einen Glücksfall nennen, dass diese vier Elternteile und nahe Verwandte von ihnen so engagiert mitgemacht haben; ich glaube aber, dass auch andere Eltern sich von solcher Zusammenarbeit anstecken lassen würden. Zwischendurch haben die Kinder Collagen erstellt, Kommunion-Mappen geführt, Bekannte und Freunde interviewt. Schließlich wurden die Kommunion-Mappen sogar bei der weltlichen Kommunionfeier im Gasthaus aufgestellt und allen Gästen zugänglich gemacht. Der Kurs hat fast fünf Monate umfasst mit insgesamt elf Einheiten.

Die Inhalte

Die *1. Einheit* (bei mir in der Wohnung) drehte sich zum Beispiel um die Frage nach dem *Sinn der Erstkommunion im Rahmen des eigenen Lebens*. Dabei ging es um die Möglichkeit der Kinder, in ihrem Alter das Leben tatsächlich positiv mit zu beeinflussen: „Gibt es etwas, das ihr besser könnt als eure eigenen Eltern?“ Großes Rätselraten, aber schließlich kam doch vieles heraus: rennen, wendigsein, spähen, hören, lachen, weinen, staunen, lernen… Die Erstkommunion wurde als markanter Punkt im Leben dargestellt, sich von nun an bewusst mit Lebensfragen, Lebensproblemen, Fähigkeiten, Werten einzubringen.

2. Einheit: „Von Gott kommen das Schöne und das Staunen“. Dazu haben nach Entscheidung der Eltern die Väter eine ausführliche Wanderung mit den Kindern unternommen, die ihrerseits Handyfotos schießen sollten von (nach ihrer Meinung) Staunenswertem. Abschließend Diskussion und biblische Verbindung zu Abraham und Sara, die auf ihrem Lebensweg den nächtlichen Sternenhimmel bewunderten und als Gottes Geschenk werteten.

3. Einheit: „Von Gott kommen Freundschaft und Fürsorge“. Ausgehend von der Noahgeschichte wurde nach ersten Verantwortlichkeiten der Kinder gesucht (Zitat eines Jungen: „Verantwortung hab ich auch für mich selber.“) Nach Ideen der Eltern wurde gemeinsam auch etwas unternommen zum Schutz von Umwelt wie Pflanzen und Tieren. Auf dass (Flut-) Katastrophen überstanden werden können.

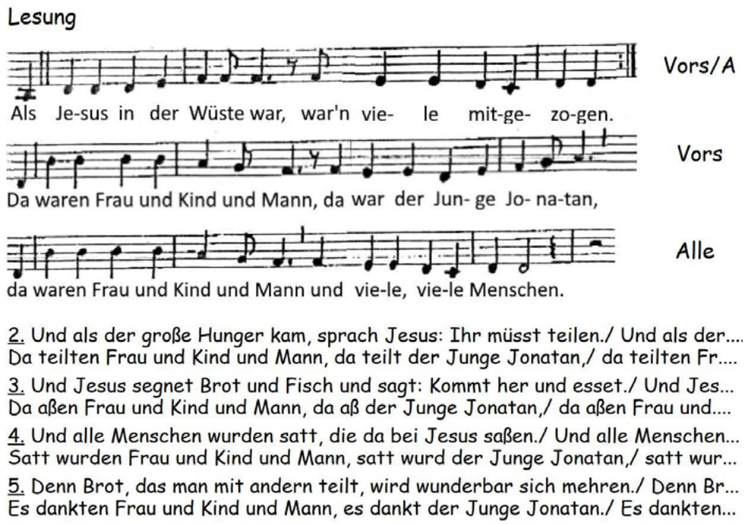
4. Einheit: „Von Gott kommen Fernweh und Fantasie“. Die Bibelgeschichte vom Aufbruch des Tobias mit Freund Raphael in die Lebens-Abenteuerreise zu verborgenen Schätzen wurde gedeutet und umgesetzt – unter dem Schutz Gottes.

5. Einheit: „Von Gott kommen Trost und Zutrauen“. In Collagen konnten die Kinder bedrückende oder traurige Erfahrungen darstellen. Mose und Miriam wurden ihnen vorgestellt als Menschen, die andere über viele Jahre über Verlust hinweggetröstet, ermutigt und geleitet haben.

6. Einheit: „Von Gott kommt Jesus von Nazareth“. Auf einer erneuten Wanderung wurden folgende Punkte angesteuert und durch Erzähltes aus dem Leben Jesu untermalt: ein Stall (Geburt Jesu), ein Bach (Taufe Jesu), ein Berg (Bergpredigt), ein verletzter, vernarbter Baum (Jesus hat geheilt), ein Zaun (Umgang mit Ausgesperrten, Aussätzigen), Vögel (Freiheit und Vertrauen), Gasthaus (Gleichnis vom Barmherzigen Samariter), Dornenhecke (Leidensgeschichte), Weg zu Aussichtspunkt (Auferstehung).

7. Einheit: „Jesus lädt ein zum Danken“. Interviews als „Reporter“ mit erarbeiteten Fragen zum Thema: „Wofür im Leben seid ihr dankbar?“

8. Einheit: „Jesus lädt ein zum Feiern“. Einladungen Jesu an einfache Leute, an Sünder, Schwache, Kinder… wurden vorgelesen. Die Erstkommunionfamilien organisierten selbst ein kleines Grillfest, zu dem die Kinder Außenstehende einluden.



9. Einheit: „Jesus lädt ein zum Teilen“. Die Evangeliumsgeschichten von „Brotvermehrung“ wurden thematisiert, gemalt, als Momente, in denen Eingeladene Eigenes mitbringen, teilen und zum Gewinn aller als Geschenk erleben.

10. Einheit: „Die legendenhafte Erzählung vom letzten Abendmahl“. Vorstellung der Abendmahlsgeschichte aus Evangelium und Paulusbrief, aber gedeutet nicht aus Gründonnerstags- und Karfreitagsgeschehen, sondern als Symbol für das gesamte Leben und Wirken Jesu (Geschenk und Ermutigung von Gemeinschaft in seinem Geist).

11. Einheit: Vorstellung einer Eucharistiefeier und der kommenden Erstkommunion-Feier

Zusammenfassung

Wichtig war mir in diesem Versuch, das Geheimnis der Eucharistiefeier für die Kinder nicht allein vom Abendmahlsbericht abzuleiten, sondern zentral von den Mahleinladungen Jesu zu Zeiten vor seiner Passion, die leichter kindgemäß zu vermitteln sind und übrigens mehr noch als das Letzte Abendmahl den Ablauf unserer Gottesdienste aufzeigen (Niederlassen, Erzählen, Danken, Beten, Zusammentragen, Teilen, Beschenktwerden). Wenn auch Erwachsenen dabei die Eucharistiefeier wieder etwas nähergekommen sein sollte, wie nach der Kommunionfeier geäußert, sollte uns das durchaus recht sein. ■

Zum Thema „Mobbing“

*„Mobbing“, rücksichtslose und systematische Ausgrenzung von Menschen, hat in Deutschland erschreckende Ausmaße: Angststörungen, Depressionen und posttraumatische Belastungsstörungen sind oft die Folgen. Zwei Millionen Opfer und sechs Millionen Täter*innen und Mittäter*innen werden geschätzt. Dazu kommen Millionen von Mitbetroffenen unter den Angehörigen und im Freundeskreis. Pro Jahr gehen 3.000 Todesfälle auf das Konto von Mobbing. Diese Informationen stammen aus einem Buch, auf das ich erst kürzlich von einem Fachmann aufmerksam gemacht wurde. Gern gebe ich den Tipp weiter.*

Holger Wyrwa. *Mobbing. Nicht mit Mir! Warum es jeden treffen kann. Wie man sich wehrt.* Goldmann Verlag, München 2017. 352 Seiten. 9,99 Euro. ISBN 978-3442176205

VON RAIMUND HEIDRICH

Die Lektüre dieses Buches wird für Betroffene wie ein Befreiungsschlag wirken. Im umgangssprachlichen Sinn können mit „Mobbing“ viele Formen von Ausgrenzung gemeint sein. Im juristischen Sprachgebrauch wird mit „Mobbing“ eine Form entschlossener, planvoller und rücksichtsloser Ausgrenzung bezeichnet, die auch Wegdrängen und Wegekeln miteinbezieht und sogar mit einem Vernichtungswillen verbunden sein kann. Endlich ist eindeutig klar: Jeder und jede kann Opfer von Mobbing werden! Daher sollten Gemobbte nicht zerknirscht

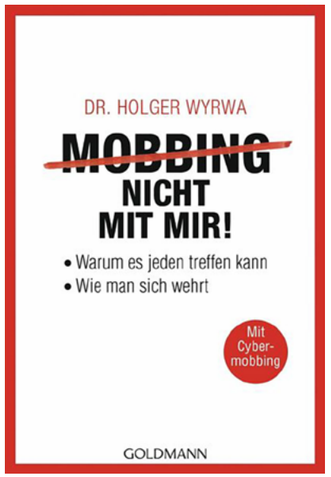
für Sie gelesen

und grüblerisch bei sich nach irgendeiner Schuld suchen. Allein der Mobber oder die Mobberin ist für das Mobbing verantwortlich. Auf Einsicht des Mobbers oder der Mobberin zu hoffen, ist völlig illusorisch. Umso wichtiger ist es, dass die oder der Gemobbte unbedingt aktiv wird.

Es geht nämlich um nichts Geringeres als um Selbstverteidigung, um Selbstverantwortung und Selbstachtung. Eine Ethik der Gegenwehr und der legitimen Notwehr, so Wyrwa, sind gefordert! Nur so ist es möglich, die Attacken des/der Mobber*in zurückzudrängen. Mobber fürchten von allem eines: Transparenz und Öffentlichkeit. Daher ist es so wichtig, das Mobbing konkret zu benennen und die Mobber namentlich zu identifizieren, und zwar öffentlich, ohne sich einschüchtern zu lassen. Falsche Rücksicht ermutigt den Mobber nur, skrupellos mit dem Mobbing weiter fortzufahren.

Eines darf nicht übersehen werden: Mobbing funktioniert nur, wenn die Umstehenden es dulden. Passive Wegschauer sind daher mitverantwortlich. Mich erreichen immer wieder Nachrichten über weitere Formen des Mobbings: Wenn Verantwortliche etwas „aussitzen“, anstatt adäquat zu handeln, ist das keineswegs harmlos. Es kann dazu führen, jemanden „am langen Arm verhungern zu lassen“. Diese drastischen Formulierungen, die wir alle kennen, beschreiben die dramatische Form dieser Art von Mobbing.

Manche Gemobbte werden die Hilfe spezieller Psychotherapeuten brauchen, um nicht an den Mobbingerfahrungen zu zerbrechen. Können sich Gemobbte solidarisieren, um sich besser verteidigen zu können? Viele



sind zu eingeschüchtert, um diesen Versuch zu wagen – typisches Ziel von Mobbern. ■

Kluge Analyse mit schwachem Hilfsansatz

Heinz-Peter Röhr. *Wie Heilung gelingt. Die Seele von Schuld und Scham befreien.* Herder, 208 Seiten. 22 Euro. ISBN 978-3451603990

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Heinz-Peter Röhr, Pädagoge, Sozialarbeiter und 30 Jahre lang in einer Klinik für Suchtmittelabhängige tätig, hat mehrere Bücher geschrieben, die sich mit seelischen Nöten befassen. In diesem Buch nun versucht er einen ganzheitlichen Ansatz aufzuzeigen, der bei mangelnder Selbstliebe helfen soll und bei falschen „Glaubenssätzen“, die meist in früher Kindheit „erlernt“ wurden und das ganze Leben behindern und krank machen.

Zunächst entfaltet er seine These, dass es im Menschen einen Glauben gibt, der zerstört oder heilt. Er nennt dies den „tieferen Glauben“. Dieser Begriff durchzieht das Buch, in dem er etliche Fallbeispiele und ihre Lösung schildert. Einleitend verweist er dazu auf Placebo, Nocebo und Homöopathie, die alle bewiesen hätten, dass Heilung auch ohne Wirkstoffe geschieht, eben wenn die Menschen fest daran glauben, sogar gegen alle Fachmeinung. Denn Geist verändere Materie. Auch Jesus, den Röhr an einigen Stellen zitiert, habe das bewiesen.

Am Anfang bespricht er das Märchen „Hans mein Igel“ als Beispiel für Borderline-Kranke, die früh die Botschaft erhalten hätten, nicht liebenswert, nicht willkommen zu sein und daher wütend alle Liebe abwehrten bis hin zur Selbstzerstörung. Der Autor findet nicht nur schwere Störungen des Selbstwertgefühls im Elternhaus verursacht, sondern er geht auch sehr mit der Kirche bzw. Religion allgemein ins Gericht, die die Menschen abhängig mache von einem Mittler zwischen Gott und Mensch. Prinzipiell ist dem Autor hier zuzustimmen: Schuldgefühle und Scham machen krank und jeder Mensch ist von Gott geliebt; eine direkte Gottesbeziehung ist möglich.

Zu hinterfragen ist allerdings, ob das ausreicht, was er als einzige Übung vorschlägt: sich in einer

Atem-Meditation mit heilender göttlicher Liebe bzw. spiritueller Energie füllen zu lassen und dabei um die Heilung von Schmerzen und Leiden zu bitten – die dann auch nach Röhrs eigener Erfahrung prompt geschehe. Ist doch in der Regel, wie er selbst analysiert, durch das leidvolle Gefühl mangelnder Existenzberechtigung die Gottesbeziehung zutiefst gestört. Es fehlt im Buch der Weg, wie man die Verbindung zur gekappten Energie und Liebe Gottes wieder aufbaut, denn allein das passive Öffnen dafür werden viele Menschen als unzureichend in einem luftleeren Raum empfinden.

Als zweiten Schritt schlägt Röhr vor, in einer Selbstwertanalyse die eigenen Glaubenssätze zu hinterfragen und Zettelchen mit positiven Affirmationen in die Wohnung zu kleben oder sie 20-mal niederzuschreiben. Er gibt selbst zu, dass mit positiver Außeneinwirkung kein Kraut gegen den „tieferen Glauben“ gewachsen sei, sondern er von innen verändert werden müsse. Aber Röhr beharrt darauf, dass mit dieser einzigen Übung, auf die er immer wieder verweist, nämlich heilende spirituelle Energie einzuatmen, das Problem dieser frühkindlichen falschen Programmierungen, denen er allen einen eigenen Abschnitt widmet, gelöst werde.

Heinz-Peter Röhr schreibt mit viel Mitgefühl und bekennt auch, dass die notwendige Heilung des Selbstwertgefühls nicht von heute auf morgen geschehen kann, obwohl sie der Schlüssel zu mehr Selbstliebe und damit körperlicher und seelischer Gesundheit sei. Ja, die Negativprogramme seien nie ganz zu beseitigen. Gebet und Verzeihen seien nötig. Er verweist darauf, dass Psychotherapie auch nicht heilen könne, lediglich den Therapeuten im Inneren des Menschen installieren helfe.

Der Autor verbindet viele richtige, aber schon bekannte Analysen und Ansätze. Falls die „neuen Programme“ für den Selbstwert und das Atmen spiritueller Energie dann doch nicht helfen, kommt Röhr auf die Eigenverantwortung der Kranken für ihre Programmänderung zu sprechen. Er widerspricht sich aber, wenn er schreibt, selbst positive Erfolge sorgten nicht für ein besseres Selbstwertgefühl und Löschen des tieferen Negativprogramms. Manche Menschen müssten auch Ja zu ihrem Schicksal sagen.

Man muss dem Autor zugutehalten, dass er Menschen mit diesem Buch und seiner verständnisvollen Art hilft, ihre eigenen Programme zu erkennen, und dass er fast alle gegenwärtigen Probleme der Menschheit anspricht – im Anhang auch den gefährlichen Hass narzisstischer Persönlichkeiten und die Option der Psychoedukation in der Schule. Dennoch erscheint der Lösungsweg etwas blass angesichts der Verbreitung von massivem Glauben an den Selbstunwert und von narzisstischer Überhöhung. Fazit: Am besten lesen und selbst ausprobieren. ■

Fragen an den Tod

Claudia Bausewein, Rainer Simader. *99 Fragen an den Tod. Leitfaden für ein gutes Lebensende.* Droemer-Verlag 2020. 284 Seiten. 19,70 Euro (inzwischen auch schon gebraucht erhältlich). ISBN 978-3426278246

VON ELISABETH WEBER

Die Autorin, Prof. Dr. Claudia Bausewein, zählt zu den führenden Palliativmediziner:innen in Deutschland, und Autor Rainer Simader ist Physiotherapeut und leitet das Ressort Bildung bei *Hospiz Österreich*, dem Dachverband aller Hospiz- und Palliativeinrichtungen in Österreich.

Über Bedürfnisse und Gefühle am Ende des Lebens

„Jeder Mensch hat Fragen zum Thema Tod und Sterben. Doch die meisten von uns tun sich schwer, über das Unvermeidliche zu sprechen – aus Angst, Überforderung, Ohnmacht, Schuldgefühlen oder Einsamkeit.“ So steht es auf der Rückseite des Buchumschlages. Anliegen des Buches ist es also, das Thema Tod und Sterben nicht zu verschweigen, sondern mit Angehörigen und/oder Freund:innen zu besprechen. Das Thema geht uns ja *alle* an.

Aufbau

Das Buch ist in neun Teile mit entsprechenden Fragen und den dazugehörigen Antworten gegliedert. So geht es in:

- *Teil 1* um „den Blickwinkel des Sterbenden“: Der Umgang mit der endgültigen Nachricht;
- *Teil 2* um „den Blickwinkel der Angehörigen“: Der Umgang mit dem Wissen um den nahen Tod;
- *Teil 3* um „Grundsätzliches zur guten Begleitung am Lebensende“;
- *Teil 4* ist überschrieben „die Krankheit schreitet voran und das Sterben wird sichtbar“;
- *Teil 5* „Die Sterbephase“: Was geschieht und was hilfreich ist;
- *Teil 6* „Der Tod“: Die Abläufe und was mit dem verstorbenen Menschen geschieht;
- *Teil 7* „Trauer“;
- *Teil 8* „Hilfreiche Adressen“; und in
- *Teil 9* gibt es ein Glossar, in dem medizinische Begriffe erklärt werden, sowie ein Register und den Dank.

Die Antworten, insbesondere auf die Fragen in Teil 1 und 2, werden zwar sachlich, aber mit Empathie und anhand von Beispielen gegeben.

Ich empfinde das Buch als eine ausgesprochen gute Unterstützung und kann es nur empfehlen, auch Beschäftigten im Gesundheitswesen. Ich habe es schon mehrfach ausgeliehen und mit Dankbarkeit und dem Hinweis, dass es sehr hilfreich war, zurückerhalten. ■

Elisabeth Weber ist Mitglied der Gemeinde Freiburg

Ein Leserbrief zum Thema Weihrauch – notwendig oder verzichtbar?

BRAUCHT ES IN EINER CHRISTLIchen Kirche heute Weihrauch, um Glauben zu leben?

Ich für mich darf ihn gar nicht benötigen, da ich eine massive Unverträglichkeit habe und Gottesdienste mit Weihrauch grundsätzlich auf der Intensivstation enden. Kirchen kann ich nur eingeschränkt besichtigen, da die Reste im Mauerwerk ausreichen, mir massiv an meiner Gesundheit zu schaden. Ergo muss ich meiner Gesundheit zuliebe klar sagen: „Weihrauch, nein danke!“

Die evangelische Kirche macht es mir einfach. Da wird kein Weihrauch verwendet. Ich kann daher deutschlandweit evangelische Kirchen besichtigen oder als Christin zu Gast im Gottesdienst sein. Es sind keine Nachfragen nötig. Es ist einfach und unkompliziert. Es ist aber nicht meine Form des christlichen Glaubens. Die römisch-katholische Kirche ist da sehr schwierig. Weihrauch gehört in vielen Gemeinden unbedingt dazu. Einfach mal eine Kirche aufsuchen für ein stilles Gebet –nahezu unmöglich. Dank alter Steine und der oftmals eingeschränkten Möglichkeit, vernünftig zu lüften, wurde mir schon sehr früh klar: „Ich muss draußen bleiben!“ Das lernte ich schon in meiner Schulzeit. Ausgrenzung, weil ich anders bin.

Um 2000 herum landete ich zum ersten Mal in Krefeld in der altkatholischen Kirche. Eine Kirche ohne Weihrauch! Ein gallisches Dorf. Für mich ein Segen. Eine Möglichkeit zu glauben, denn evangelisch werden war irgendwie keine richtige Alternative. Seit Ostern ist es leider vorbei mit dem gallischen Dorf. So frage ich mich allen Ernstes: Ist Weihrauch wirklich nötig, um zu glauben und den Glauben zu leben oder ist er nicht verzichtbar, um allen Gläubigen den Zugang zum Glauben zu ermöglichen?

Meine Reaktion auf Weihrauch ist nicht einzigartig, aber doch ungewöhnlich heftig. Ein Erbe meines Opas. Ich kenne aber viele Menschen, die Weihrauch nicht mögen, denen von dem Geruch übel wird, die allergisch reagieren. Hätte Jesus gewollt, dass man diese Menschen vom Glauben ausschließt? Gibt es in der alt-katholischen Kirche, die so weitsichtig ist, Priester nicht in den Zölibat zwingen, die queere Menschen akzeptiert und gleichgeschlechtlichen Paaren die Ehe erlaubt, keine Möglichkeit, Menschen zu ermöglichen den Glauben zu leben, ohne durch Weihrauch gefährdet zu werden?

Ich lebe mit dem Glaubenskompromiss. Mein Glaube an Gott existiert glücklicherweise auch ohne Gotteshaus und es ist situativ, ob ich gerade mit oder ohne Kirche glauben kann.

Ich wünsche mir für alle Menschen einen Glauben an Gott unter dem Dach einer Kirche der christlichen Nächstenliebe. Braucht es dafür die Abschaffung von Weihrauch oder Glaubenskompromisse?

Andrea Kockmann
Gemeinde Düsseldorf

Zwei Leserbriefe erreichten uns zum Artikel „Ist Gott ein Herr?“ in *Christen heute* 2023/5:

DIE ANFRAGE VON GÜNTER WEHner „Ist Gott ein Herr?“ trifft ins Schwarze! Dass wir in der Bibel in der Regel auf archaisch-patriarchale Gottesbilder treffen, ist uns ja schon lange bekannt, oft dazu im royalen Gewand („König“). Seit der Aufklärung (und das ist ja nun schon eine Zeit her) sollten wir in der Lage sein, solche frauenfeindlichen Gottesbilder zu durchschauen und zu überwinden. Wir müssen Gott größer denken und Formulierungen und Sprachbilder finden, die Weibliches und Männliches und weitere Aspekte integrieren und zum Ausdruck bringen. Das wird sich aber kirchlich nur dann durchsetzen, wenn wir im alltäglichen, im gemeindlichen und gerade auch im liturgischen Bereich selbstverständlich und primär diese neuen, integrativen Formulierungen benutzen. Wir könnten von „Göttin und Gott“ oder von „Gottheit“ sprechen, von „Mutter und Vater“, vom „Horizont unserer Sehnsucht“, vom „Urgeheimnis allen Lebens“.

Aus Bequemlichkeit beim „Herrn“ stehen zu bleiben, ist auf jeden Fall keine Lösung.

Raimund Heidrich
Gemeinde Dortmund

ICH DANKE GÜNTER WEHNER dafür, zu hinterfragen, wie wir in Theologie und insbesondere Liturgie mit unserem biblischen Erbe umgehen. Ich teile seine Bedenken, dass es Abschnitte in der Bibel gibt, die zu einem schwer erträglichen Gottesbild führen können, das wir theologisch und speziell auch im Blick auf die Sprache der Liturgie anfechten können und sollen.

Ich halte die von ihm gewählte Argumentationslinie jedoch für hochgradig unglücklich. Durch die Zusammenstellung der Zitate – insbesondere im Zusammenhang mit der Zwischenüberschrift „Neuere Gottesbilder“ – liest sich dieser Artikel für mich wie ein Gegenüber von „Alte Gottesbilder: JHWH der Kriegsgott“ und „Neue Gottesbilder: der christliche Gott, der liebende Vater Jesu“; eine Argumentation, mit der ich allergrößte Probleme habe.

Ich bin sicher, dass es Günter Wehner in seinem Artikel eigentlich darum ging, uns zum Nachdenken über unsere eigene Theologie anzuregen. Durch die Wahl der Zitate kann dieser Artikel aber auch als Kritik an der hebräischen Bibel, der Heiligen Schrift der Juden, und damit an der Theologie des Judentums gelesen werden, indem die Vielgestalt der Sprache über Gott dieses Teils unserer Bibel auf ein einziges – problematisches – Bild verengt wird.

Der Artikel kann so verstanden werden, als wäre Gott als liebender Vater eine neue Erkenntnis Jesu, die das zitierte „alttestamentliche“ Bild vom (Kriegs-)Herrn ablöst. Dies wird dem biblischen Befund nicht gerecht. Mit seinen Aussagen stand der Jude Jesus ja mit beiden Beinen auf dem Boden seiner Heiligen Schrift.

Ebenso wie die zitierten Stellen gibt es ja auch Texte der hebräischen Bibel, die von der Mütterlichkeit Gottes sprechen (z. B. Hos 11) oder seine Treue und Güte besingen (z. B. Ps 103) und auch der Gottesname selbst (Ich bin der „Ich-bin-da“) spricht eine andere Sprache, als es in diesem Artikel aufscheint. Anstatt also Zitate aus der hebräischen Bibel als Negativfolie zu nutzen, um „neue Gottesbilder“ zu fordern, hätte ich mir gewünscht, dass sich der Artikel für Gottesbilder stark macht, die es eben neben dem „Herr der Heerscharen“ bereits gibt – auch und insbesondere in der hebräischen Bibel.

Sasha-Nicole Heilemann
Gemeinde Nürnberg

Ein Leserbrief zu den *Christen-heute*-Ausgaben der vergangenen Monate:

DIE AUSGABEN VON *CHRISTEN heute* der letzten Monate haben uns so viele wichtige, gut begründete Denkanstöße gegeben. Wir sollen „mit Freude Theologie betreiben, mit gesunder Neugier hinterfragen, forschen, uns austauschen, diskutieren“, schreiben Harald Klein und Raimund Heidrich in den Heften Dezember 2022 und Mai 2023. Ja, ja, ja!! Jede Gemeinde sollte dafür ein Forum anbieten, das dann auch Gemeindepraxis und Liturgie befruchtet, heißt es. Sehr, sehr gut! Aber wo ist eine Gemeinde, welche ein- oder zweimal im Monat im Anschluss an den Gottesdienst zu einem themenzentrierten Gespräch über solche Themen einlädt? Man könnte ja die Zeit dafür auf 30 Minuten begrenzen, das Thema vielleicht an einem anderen Sonntag fortführen. Es muss ja kein Konsens erzielt werden.

Aber sollen wir uns mit diesen neuen Fragen in unserer alt-katholischen Kirche nicht auseinandersetzen? Viele unserer Mitglieder, wahrscheinlich die meisten derer, die sonntags zu unserem Gottesdienst kommen, sind Menschen, die sich als Erwachsene entschieden haben, ihre Konfessionszugehörigkeit zu wechseln. Genügt es ihnen, wenn sie nicht mehr die Enge, Last und Ausgrenzung der römischen Kirche ertragen müssen?

Mir ist das zu wenig. Ich erwarte eine Gemeinschaft von Suchenden, die bereit sind, alte Dogmen hinter sich zu lassen und Neues zu suchen im Sinne von Jesus und seinem Reich Gottes. Das ist doch das Attraktive, was uns anzieht.

„Bibelabende“ müssten schon auch diese grundsätzlichen Fragen stellen. Sie finden an einem Wochentagsabend statt. Wir können aber nicht dafür extra von auswärts nochmals in die Stadt zur Gemeinde fahren.

Günter Wehner
Gemeinde Nürnberg

Eine Reaktion auf den Beitrag „Streitkultur in eigener Sache“ in *Christen heute* 2023/6

LIEBE FRANCINE SCHWERTFEGER, ich mag Ihre Beiträge sehr – lese sie direkt, wenn ein neues Heft kommt. Manchmal schreibe ich einen kurzen Leserbrief.

Die allgemeine Kritik zur fehlenden Streitkultur sehe ich auch so. Aber „ätzende, abfällige Bemerkungen zur Person oder das zynische besserwisserische Belehren…“ ist mir in Leserbriefen zu *Christen heute* noch nicht aufgefallen. Bin ich zu unsensibel, überlese ich vielleicht solche Wortwahl? Werden diese Briefe gar nicht erst veröffentlicht?

Sie verunsichern mich jetzt ein wenig. Mein Stil ist manchmal auch etwas ironisch, aber nicht verletzend gemeint. Als ich von Nordrhein-Westfalen ins „Ländle“ gezogen bin, musste ich bald erkennen, dass Rheinischer Humor hier oft nicht verstanden wird. Ob ich dazugelernt habe, weiß ich nicht. Natürlich sollte man darüber reden und ich hoffe, eine offene Diskussion dazu wird weitergeführt.

Karin Vermöhlen
Gemeinde Dettighofen

Ein Leserbrief zu „Was unsere Gesellschaft zusammenhält“ in *Christen heute* 2023/6:

LEIDER GEHT DER ARTIKEL TROTZ guter Ansätze am eigentlichen Thema vorbei. In der einleitenden Analyse werden die Konfliktlinien benannt, die auch m. E. für unsere Gegenwartsgesellschaft in Deutschland prägend sind. Jedoch kann ich der Argumentation dann weitestgehend nicht mehr folgen. Ein – verpflichtendes! – Dienstjahr für alle kann ich nur ablehnen, ein freiwilliges Dienstjahr ist sehr begrüßenswert. Warum ist dieses aber so unpopulär? Diese Frage hätte zum Kern des Themas geführt.

Meines Erachtens ist eine der Ursachen, dass wir in Deutschland die Armut in den sozialen Stützungsmaßnahmen ganz gut verstecken. Offensichtliche Armut gibt es nur selten, daher ist die Wahrnehmung getrübt. Auch das Vertrauen in den Sozialstaat, dass das Sozialsystem einen schon auffangen werde, wenn es für jemanden problematisch wird, ermuntert nicht gerade zur eigenen Vorsorge und zum altruistischen Engagement. Dass dieser Sozialstaat an seine Grenzen gekommen ist und wir von der Substanz leben, gehört zu einer ehrlichen Analyse dazu. Deswegen sind Menschen trotz Arbeit arm, haben große Teile der (jungen) Bevölkerungsschichten keine Zukunfts- und Aufstiegsperspektive.

Den Appell an eine von Abstieg bedrohte Gesellschaft zu Verzicht und Schrumpfung kann ich nur als Ironie empfinden und als Schlag ins Gesicht für viele, die sich ihren Wohlstand erarbeiten möchten. Und gerade das – Sicherung der Eigenständigkeit und Entwicklung eigener Perspektiven – sollte doch ins Zentrum gerückt werden. Freiwillige soziale Hilfen und Dienste für andere und die Gesellschaft als Ganzes sollten ein aktivierender Appell sein, und niemand ist daran gehindert, mit gutem Beispiel voranzugehen. Aber Armut und Verzicht als Perspektive zu versprechen und dies mit einer Verpflichtung zum Dienst an der Gesellschaft zu verknüpfen, um aus Armut und Verzicht wieder Wachstum und Wohlstand des Einzelnen ermöglichen zu können, halte ich für völlig kontraproduktiv.

Damit sind wir wieder beim eigentlichen Kern des Problems: Die Beschäftigung mit dem anderen, oder christlich: dem Nächsten, und die Berücksichtigung seiner spezifischen Möglichkeiten findet nicht mehr statt, sondern jeder drückt das durch, was er für richtig hält ohne Rücksicht auf Verluste, und dann mildert man das Ganze mit (institutionalisierten) Wohltaten / Almosen ab.

Wir müssen einfach wieder lernen, einerseits an uns selbst und andererseits aus der Perspektive des anderen zu denken. Wenn wir beides miteinander verknüpfen, entsteht eine solidarische Gesellschaft. Gerade wir als christliche Gemeinschaft können hier ansetzen und Vorbild (oder christlich: Licht für die Welt) sein.

Benedikt Vennemann
Gemeinde Köln

Terminvorschau

1. Juli	**Weihe der Diakone** Rolf Blase und Benedikt Löw in den priesterlichen Dienst, Schlosskirche Mannheim
1. Juli	**Dekanatstag des Dekanats Nord,** Bremen
7.-9. Juli	**Dekanatstage des Dekanats Mitte** Hübingen
8. Juli ◂	**Installation von Pfarrer Sebastian Watzek,** Nürnberg
9. Juli ◂	**Installation von Pfarrer Sebastian Watzek,** Würzburg
14.-17. Juli	**Tage der Einkehr:** Grundzüge und Eigenheiten der alt-katholischen Spiritualität, Doetinchem (Niederlande)
21.-23. Juli	**Dekanatswochenende Bayern** Pappenheim
28. August – 1. September	**Internationale alt-katholisch/ anglikanische Theologenkonferenz** Neustadt an der Weinstraße
1.-2. September	**Fest zum 150. Bistumsjubiläum,** Bonn
15.-17. September	**Dekanatsbegegnungswochenende NRW** Attendorn
23. September	**Weihe in den diakonischen Dienst,** Köln
28.-30. September	**Gemeinsame Gesamtpastoralkonferenz Hauptamt und Ehrenamt** Neustadt an der Weinstraße
28. September – 3. Oktober	**Vollversammlung des Bundes alt-katholischer Jugend,** Leipzig
1. Oktober	**Verabschiedung von Pfarrer Gerhard Ruisch in den Ruhestand,** Freiburg
14. Oktober	**Dekanswahl im Dekanat Bayern**
21. Oktober	**Dekanswahl im Dekanat Nord,** Hamburg
22. Oktober	**Dekanatstag NRW** anlässlich des 150jährigen Jubiläums der alt-katholischen Gemeinde St. Martin, Dortmund
23.-24. Oktober ◂	**Treffen der Internationalen Bischofskonferenz,** Bonn
28. Oktober ◂	**Festgottesdienst** mit Bischof Dr. Matthias Ring zum Jubiläum 150 Jahre Alt-Katholische Gemeinde Passau, Auferstehungskirche Passau
2.-5. November	**Jahrestagung des Bundes alt-katholischer Frauen,** Ellwangen
4. November	**Landessynode des Dekanats Hessen**
5.-6. Dezember	**Treffen der Dialogkommission** zwischen alt-katholischer Kirche und vereinigter evangelisch-lutherischer Kirche

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◂ gekennzeichnet. Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden: termine@christen-heute.de. Diese und weitere Termine finden Sie unter www.alt-katholisch.de/meldungen/termine.html.

Impressum

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für Christen heute

Herausgeber
Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Erscheinungsweise
monatlich

Redaktion
E-Mail redaktion@christen-heute.de
Internet www.christen-heute.de

Termine
E-Mail termine@christen-heute.de

Vertrieb und Abonnement
Christen heute
Osterdeich 1, 25845 Nordstrand
Telefon 0 48 42 / 4 09
E-Mail versand@christen-heute.de

Abonnement
Inland 25,– € inkl. Versandkosten
Ausland 32,– €

Verlag und ©
Alt-Katholische Kirchenzeitung, Bonn.
Nachdruck nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Design, Schriftsatz und Bildbearbeitung
John L. Grantham

Fotomaterial
Alle Fotos von **Flickr.com, Pixabay** und **Wikimedia Commons** werden soweit nicht anders gekennzeichnet unter der *Creative Commons License* (CCL) für nichtkommerzielle Zwecke eingesetzt.

Druck
Druckerei & Verlag Steinmeier
Deininger
Web www.steinmeier.net
Die Druckerei arbeitet mit Öko-Farben und Öko-Strom aus 100 % Wasserkraft.

ISSN
0930–5718

Nachrichtendienste
epd, KNA

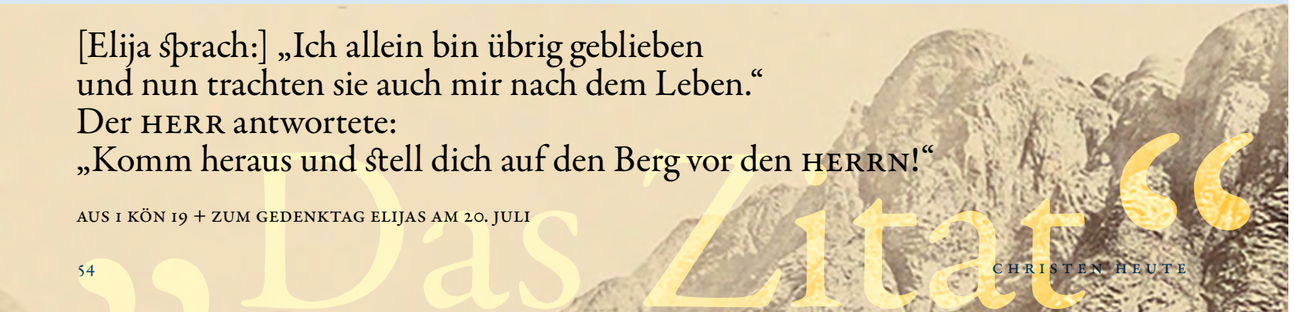
Redaktionsschluss der nächsten Ausgaben
2. August, 2. September, 2. Oktober

Nächste Schwerpunkt-Themen
September
Katholisch?
Oktober
Der mütterliche Gott
November
Wir suchen – gemeinsam

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe nicht länger als 2.500 Zeichen mit Leerzeichen sein sollten!
Die Redaktion behält sich Kürzungen vor.

Redaktioneller Hinweis
Christen heute ist ein Forum von Lesenden für Lesende. Die in *Christen heute* veröffentlichten Texte und Artikel sowie die Briefe von Leser:innen geben deshalb nicht unbedingt die Meinung der Redaktion oder der alt-katholischen Kirche wieder.

Bitte wenden Sie sich in allen Fragen zum Abonnement an den Vertrieb, nicht an die Redaktion!



„Das Zitat"

[Elija sprach:] „Ich allein bin übrig geblieben
und nun trachten sie auch mir nach dem Leben."
Der HERR antwortete:
„Komm heraus und stell dich auf den Berg vor den HERRN!"

AUS 1 KÖN 19 + ZUM GEDENKTAG ELIJAS AM 20. JULI

Namen & Nachrichten

← *fortgesetzt von Seite 2*

Kroatien treibt Asylsuchende mit Gewalt zurück

KROATIENS POLIZEI TREIBT LAUT einem Bericht der Menschenrechtsorganisation *Human Rights Watch* regelmäßig gewaltsam Migranten und Asylsuchende über die EU-Grenze nach Bosnien-Herzegowina zurück. Solche sogenannten Pushbacks hätten nach dem Beitritt Kroatiens zum Schengen-Raum im Januar wieder stark zugenommen. Betroffen seien auch unbegleitete Minderjährige und Familien mit kleinen Kindern. Die Menschenrechtler kritisieren, die EU finanziere das kroatische Grenzmanagement mit beträchtlichen Mitteln, sorge aber nicht dafür, dass in der Praxis internationale Menschenrechtsnormen und EU-Recht eingehalten werden.

Jeder zweite Deutsche besitzt Organspendeausweis

DIE BEREITSCHAFT ZUR ORGANspende hat im vergangenen Jahr stark zugenommen. Inzwischen besitzt fast die Hälfte der Deutschen (49 Prozent) einen Organspendeausweis, im Jahr 2021 waren es noch 41 Prozent. Auch die generelle Bereitschaft zur Organspende ist der Umfrage zufolge im vergangenen Jahr noch mal um drei Prozentpunkte auf 76 Prozent gestiegen. Wesentlich sei es jedoch weiterhin, die Entscheidung auch für andere im Spenderausweis sichtbar zu machen, betonte der Vorstandsvorsitzende der Techniker-Krankenkasse **Jens Baas**.

Mehr Kinder in Deutschland

IN DEUTSCHLAND IST DER KINDERanteil an der Gesamtbevölkerung wieder leicht gestiegen. Von den Anfang 2022 hierzulande lebenden 83,2 Millionen Menschen waren nach Angabe des *Statistischen Bundesamtes* 10,9 Millionen Kinder im Alter bis einschließlich 13 Jahren; das sind 13,0 Prozent der Bevölkerung. Seit einem Tiefststand Anfang 2015 von 12,2 Prozent nahm dieser Wert damit in den vergangenen Jahren wieder leicht zu. Ein Grund seien höhere Geburtenzahlen. In der Europäischen Union war der durchschnittliche Anteil von Kindern an der Bevölkerung mit 13,9 Prozent etwas höher. Den niedrigsten Kinderanteil gibt es in Italien mit 11,7 Prozent, den höchsten in Irland mit 18,3.

Übernächstenliebe für das Klima

DER MEDIZINER UND TV-MODERAtor **Eckart von Hirschhausen** fordert von den christlichen Kirchen mehr Einsatz für den Klimaschutz. „Während der Zeithorizont von Politikern oft nicht ausreicht, um auf den ersten Blick unpopuläre Entscheidungen voranzubringen, könnten es sich die Kirchen in der Gewissheit ihres Auftrags und ihrer Geschichte leisten, jetzt in Vorleistung zu gehen", schreibt er. Die Kirchen seien dafür geschaffen, an der Spitze der Bewegung zu stehen. „Der Kern des Christentums ist die Nächstenliebe", fügte Hirschhausen hinzu. Vielleicht sei ein neues Wort dafür nötig. Sein Vorschlag: „Übernächstenliebe!" Das könne man zeitlich und räumlich verstehen: „Unser Nächster, unsere Nächste, kann also auch 5.000 Kilometer weit weg sein oder 50 Jahre." Es gebe keine andere Institution, die das Denken über viele Generationen hinweg derartig in ihrer DNA habe wie die Kirchen, so Hirschhausen.

Requiem für Zugspitzgletscher

EIN ÖKUMENISCHES „REQUIEM FÜR den Zugspitzgletscher" planen die Kirchen in Garmisch-Partenkirchen am 25. Juli. Sterbende zu begleiten sei eine Kernaufgabe von Kirche, sagte Pfarrerin **Uli Wilhelm**. „Und der Gletscher auf der Zugspitze ist zweifellos ein solcher." Um auf die konkreten Folgen der Erderwärmung aufmerksam zu machen, werde man den Gletscher aussegnen, nach einer Andacht, an der auch Wissenschaftler der Umweltforschungsstation *Schneefernerhaus* beteiligt seien. Der südliche Schneeferner auf dem Zugspitzplateau sei durch die Rekordsommer der letzten Jahre so stark geschrumpft, dass er seinen Status als „Gletscher" bereits verloren habe. Der nördliche Schneeferner werde ebenfalls bald kein Gletscher mehr sein. Die Zugspitze ist mit 2.962 Metern über Null der höchste Berg Deutschlands.

Revolution KI

AUS SICHT DER FREIBURGER INFORmatikerin **Hannah Bast** wird Künstliche Intelligenz schon bald nahezu alle Lebensbereiche radikal verändern. „Wir stehen am Anfang einer Revolution, deren Ausmaß den meisten noch nicht bewusst ist. Es wird kein Stein auf dem anderen bleiben", sagte Bast. Sie verglich die aktuelle Entwicklung mit Umbrüchen wie jenen bei der Erfindung der Dampfmaschine oder des Internets. KI biete auch viele Chancen. Viele Arbeiten würden künftig besser von KI übernommen werden. Menschen würden dann andere Dinge tun. An Wert gewinnen werden aus Basts Sicht das Handwerk sowie pflegerische Berufe. „Denn der Sprung der KI als Roboter in die physische Welt wird auf sehr lange Sicht nicht gelingen."

Gesellschaft ist auseinandergerückt

DIE GESELLSCHAFT IN DEUTSCHland ist nach Worten des Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts, **Stephan Harbarth**, nicht tiefgreifend gespalten. Allerdings „sind wir in den vergangenen Jahren auseinander gerückt." Diese Entwicklung gebe Anlass zur Sorge. Aktuell wüchsen gesellschaftliche Fliehkräfte, und „überkommene gesellschaftliche Bindemechanismen" wie die Gemeinschaften in Kirchen, Gewerkschaften oder Vereinen würden schwächer, schreibt der Jurist. Harbarth meint, dass in der Austragung von Auseinandersetzungen ein „stabilisierendes und integratives Moment" liege. „Nicht homogen-geschlossene Weltbilder, sondern insbesondere eine gemeinschaftliche Haltung dazu, wie in der pluralen Gesellschaft Meinungsverschiedenheiten friedlich und in den Bahnen des Rechts ausgetragen werden, könnten sich als das erweisen, was die plurale Gesellschaft in ihren Differenzen zusammenzuhalten vermag." ■

Ansichtssache

Nicht Mann oder Frau, sondern Mensch

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover

Derzeit wird über einen Gesetzentwurf im Bundestag debattiert, der das geltende Transsexuellengesetz ersetzen soll. Transgeschlechtliche Menschen sollen dann ohne erniedrigende Begutachtung (inklusive Beantwortung von Fragen zu ihrem Masturbationsverhalten!) ihren amtlichen Personenstand (Geschlechtseintrag) ändern können.

Wenn Personen diese demütigende psychologische Befragung und das Herablassen der Hosen erspart wird, ist das zu begrüßen. Nun kommen aber nicht nur aus der konservativen, sondern auch aus der feministischen Ecke andere, die sagen, von Mann zu Frau transitierte Menschen würden sich Vorteile erschleichen (z. B. bei der Frauenquote), ihr Recht missbrauchen, von nun an in Toiletten, Dusch- und Umkleideräumen mit gebürtigen Frauen zusammen zu sein, wobei man ihnen Übergriffe unterstellt. Und aus der Freiheit, dass jeder Mensch sich künftig sein Geschlecht aussuchen kann, erwächst der Vorwurf, da könnte ja jeder aus einer Laune heraus die Seiten wechseln.

Selbst wenn dies möglich ist – kaum jemand wird leichtfertig Gebühren auf sich nehmen, die jeder Antrag bei der Behörde naturgemäß kostet. Auch eine Geschlechtsumwandlung mit Hormontherapie will überlegt sein. Befürworter der Gesetzesänderung preisen, dass „wir [...] einen riesigen Möglichkeitsraum [haben], Frausein zu leben, und weil Frauen unterschiedlich sind, wird er mit jeder Frau erweitert, auch von transgeschlechtlichen Frauen. Wir inspirieren einander, das Leben in seiner Fülle auszukosten. Und den Mut zu finden, zu werden, wer wir sind“. So schreibt es die Publizistin Anne Strotmann in *Publik Forum* Nr. 3/2022. Auch gut.

Und doch hinterfrage ich das Festmachen der Identität am Geschlecht, ob „Gender“ oder „Sex“. Die Vorteile der Männer durch den sozialen Status als Mann sind in Deutschland weitgehend abgebaut worden: Gleichberechtigung, Frauenquote etc.. Ihre Nachteile, z. B. in den Krieg ziehen zu müssen, aber auch (Abschaffung der Wehrpflicht). Wozu brauchen wir diese Rollen von Mann und Frau noch? Der biologische Aspekt, dass die Geschlechter der Fortpflanzung dienen, ist überholt, seit es Geburtenkontrolle, In-vitro-Fertilisation und eben die Geschlechtsumwandlung gibt.

Warum ist es denn noch so enorm wichtig, sich als Mann oder Frau oder eben als queer definieren zu müssen? Falls es dabei um die sexuelle Anziehung geht, so vermute ich, dass diese von der Anlage her in jedem Menschen bisexuell ist und durchaus durch Rollenvorbilder (auch bei Homosexuellen) geprägt worden sein kann und durch Abschaffung einer Geschlechtsidentität nicht bedroht würde. Menschen wählen als Partner, wen sie wünschen. Und bei allem anderen würde gelten: Wer die stärkeren Muskeln hat, packt eben beim Möbelschleppen mit an, wer sich für Autos interessiert, schraubt an ihnen herum, egal, ob Mann oder Frau. Diese Rollen-Klischees sind schon ziemlich aufgeweicht, und es darf in den Köpfen gern noch mehr davon abgebaut werden. So weit sollten wir inzwischen sein. Dennoch gibt es dieses krampfhafte Festhalten an einer Geschlechts-Identität.

Zugegeben, viele in der Gesellschaft sind noch nicht bereit, Menschen, die sich als Mann mit Rock kleiden oder als Frau männlich geben, zu akzeptieren. Da wird auch das neue Gesetz, wenn es denn kommt, nichts ändern, eher Verteidiger alter Pfründe motivieren. Aber es ist ein notwendiger Schritt auf einem noch längeren Weg.

Vielleicht brauchen manche die Anerkennung ihrer sexuellen Zuordnung zur Stärkung und Bildung ihrer Identität. Doch es ist immerhin einen Selbstversuch wert, sich mit einer fließenden Identität auszuprobieren, die sich auch auf andere Werte gründen kann als das Mann-, Frau-, Divers- oder Queersein.

Wer ich bin, bestimmen nicht die anderen. In diesem Sinne ist das Gesetz ein richtiger Schritt hin zur Selbstbestimmung. Aber irgendwann wird die Welt auch nicht aus den Fugen fallen, wenn wir noch weiter gehen und die sozialen Geschlechter abschaffen, die biologischen Geschlechter im Personalausweis nicht mehr benennen und einfach Menschen sind. Voraussetzung dafür ist wirkliche Gleichbehandlung aller, sei es beim Lohn, beim Respekt oder im Miteinander. ■